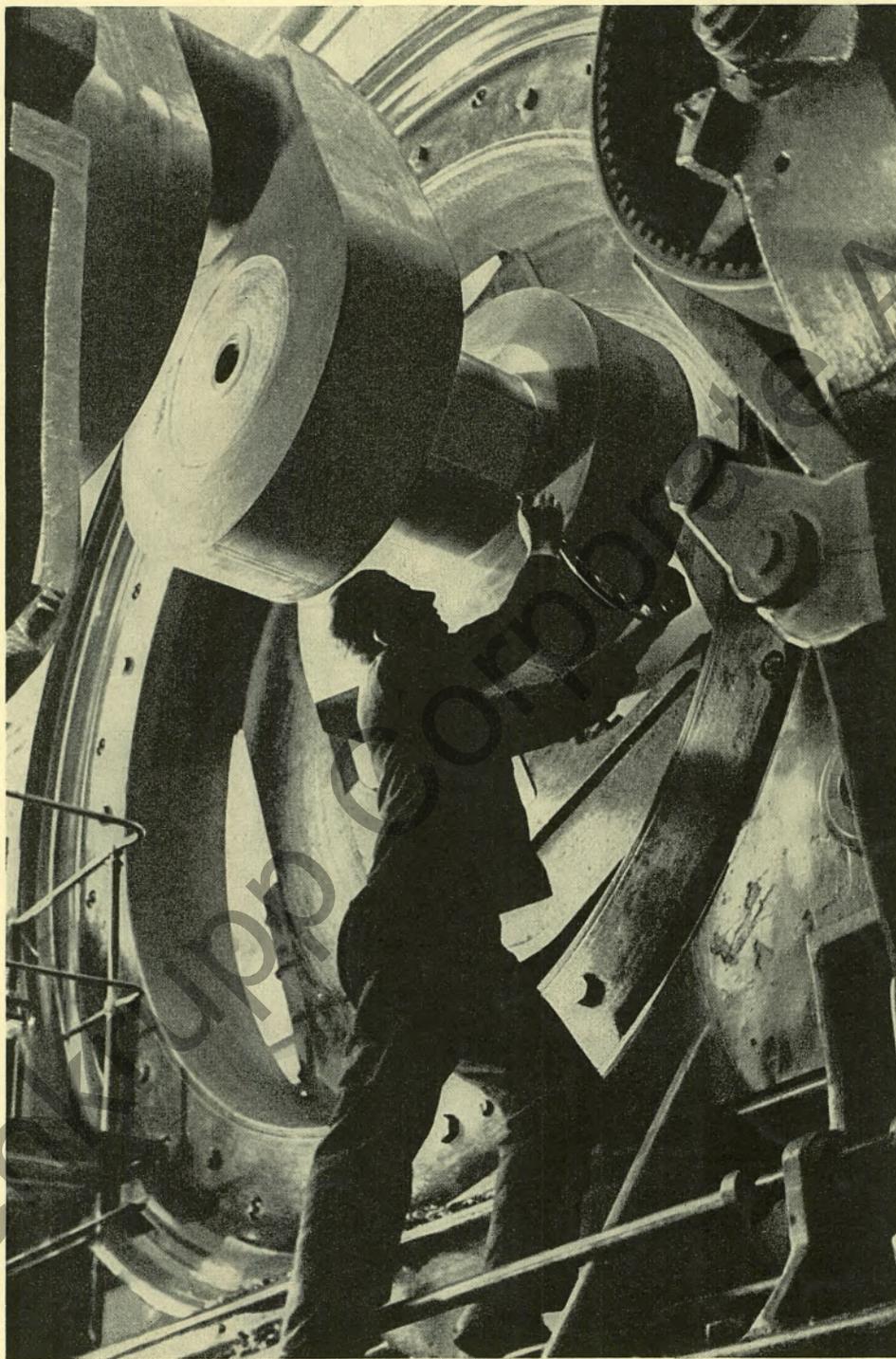


Das Werk



Lichtbild: Strohmeyer.

Das Werkstück.

Bearbeitung einer 40 000 kg schweren Kurbelwelle
in der Dortmund-Hoerder Hüttenverein AG., Dortmund.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVII. Jahrg.

Düsseldorf



Oktober 1937

Heft 10

Das Werk

XVII. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober 1937

Heft 10

Vom Geheimnis der Führung.

Das Geheimnis der Führung liegt nicht in der Befehlsgewalt, die sie übt, sondern darinnen, daß sie das Gesetz findet, das für einen Menschenkreis gültig ist, und daß sie diesem Gesetze Anerkennung und sinnbildliches Leben verschafft, daß sie ihm Bahn bricht in eine neue Zeit. Befehl schafft Horde oder, wenn er sich stählern durchwirkt, Maschine; Führung schafft und erhält den gegliederten Seelenleib, das Volk. Je tiefer sie im Volke eingeboren ist und je mehr Menschen aus ihr heraus schreiten und handeln, um so höher ist seine Lebenskraft.

Die Art des Führers, in dem sich Volk schafft und sammelt, faßt den Menschen ganz; faßt ihn dort, wo er tief und im Besten mit seinesgleichen zusammenhängt und wo er, sich selber unbewußt, die Richte in sich trägt. Diese Richte herausheben und zum befehlenden Augenblick formen, ist sein Werk. Es liegt ihm nichts am Genuß der Macht und nichts an Zwecken; alles nur am Sein und Werden und an der Echtheit ihrer Bahn.

Darum vergewaltigt auch ein solcher Führer nicht, sondern er befreit. Denn er stülpt nicht sein persönliches Gesetz über die andern, sondern er reißt alle mit sich in das gleiche Gesetz hinein – in jenen Gang königlicher Kräfte, der aus dem Wesen hervorbricht und der so jedem seinen Platz und seine Verantwortung im Weiter-schreiten gibt.

Georg Stammer.

Aus: „Herzschlag der Dinge“ (1932).

Baldwin oder vom schweren Verstehen.

Von Hans Grimm.

Als der englische Ministerpräsident Baldwin im Mai vom Amte zurücktrat, wurde ihm in der Presse seines Landes bezeugt, er stelle anderen voran den guten Engländer der Gegenwart dar. Wie er denke, denke zutiefst das Land; wie er rede, spräche wohl das englische Volk, wenn es mit einer Stimme sich auszudrücken vermöchte; in seinem Wesen fänden sämtliche Landsleute vertrautes Wesen, und wie sie ihn sähen, so sähen sie sich selbst in ihren guten Stunden.

Der „Mann ohne Feind“ im britischen Reiche, von dem so Freundliches gesagt wird, ist auf einem langsamen Wege und gegen eigenes Erwarten und auch Suchen zu Ansehen gekommen.

Er wurde als einziger Sohn eines Eisenhüttenbesizers in Worcesterfhire geboren, er erbte die Hütte, er übernahm mit einundvierzig Jahren den Parlamentsitz des Vaters, er sprach als Abgeordneter ganz selten. Mit fünfzig Jahren wurde er mitten im Kriege in das Schatzamt berufen. Noch im Juni 1919 mußte selbst der Herausgeber der Times nicht, wer er sei.

Mit 56 Jahren wurde Baldwin Ministerpräsident und blieb es mit kurzer Unterbrechung bis zu seinem siebzigsten Jahre. Er blieb neben anderen Gründen im Amte, weil er meinte — so sagt die Times in ihrem Abschiedsaufsatz —, der Beruhigung Europas persönlich dienen zu können und im besonderen einer bündigen Verständigung mit Deutschland. In demselben Abschiedsaufsatz der Times heißt es dann freilich ein paar Zeilen weiter: Baldwin war vielleicht zu sehr Engländer, als daß er eine andauernde und ins Einzelne gehende Bereitschaft für auswärtige Angelegenheiten aufgebracht hätte.

In seiner letzten Amtswoche hat der scheidende Ministerpräsident vor den britischen Jungen und Mädchen, die aus allen fünf Erdteilen zur englischen Krönung gekommen waren, eine Rede gehalten. Von dieser Rede an die Jugend heißt es drüben, sie stehe allen Zeugnissen voran und enthalte Baldwins Art und das englische Wesen ganz. Deshalb seien die Hauptteile dieses Rufes an die Jugend hier übertragen. Baldwin sagte:

„Wir gehen davon. Ihr seid die Herren der Zukunft ... Ihr werdet Treuhänder in jedem Sinne dieses schönen Wortes. Kein bequemes Erbe fällt Euch zu, sondern eine Pflegschaft für die Geschlechterreihen, die wiederum Euch folgen ... Seid Ihr der Aufgabe nicht gewachsen, dann erwartet Euch und Eure Kinder wenig Gutes.“

Sehr wenigen ist es gegeben, ihre Zeit von Grund auf zu verstehen. Ihr seid zur Welt gekommen, als die Sturzflut, die über Europa Verwüstung gebracht hatte, ablief. Die Väter und Brüder von Euch, die im Krieg fielen, starben in der Hoffnung, durch ihr Opfer werde für die Überlebenden eine schönere und gütigere Welt entstehen. Aber die Menschheit kann keine schwere Sünde begehen, sie zahle denn dafür.

Die zwanzig Nachkriegsjahre haben dargelegt, daß Krieg keine Rechnung abschließt, sondern die Schuld besteht weiter. Der große Augenblick eines Sieges wird leicht genug zum Anfang der Niederlage. In derselben Zeit, in der der Völkerbund sich zusammenfand, wurde auch der Vertrag von Versailles unterzeichnet.

Vor zwanzig Jahren hätte jeder von uns beide Vorgänge auf der Habenseite verbucht, aber von beiden sind die Hoffnungen der Menschheit betrogen worden. Ein freies Leben für jedermann sollte die Frucht des Sieges sein, doch dadurch, daß das freie Leben in anderen Ländern unmöglich gemacht wurde, geriet es in unserem eigenen Lande in Gefahr.

Man versucht, die zwanzig Nachkriegsjahre auf alle mögliche Weise zu erklären, man spricht von falscher Wirtschaft und spricht von falscher Politik; es sei nur die Wirtschaft schuld, sagen die einen, es sei nur die Politik schuld, sagen die anderen. Welche tadeln den Vertrag von Versailles, welche tadeln die Geldleute, welche die Staatsmänner, welche die Diplomaten. Andere vereinfachen das ganze Trauerspiel dadurch, daß sie eine Handvoll bekannter Gestalten auf der politischen Bühne Europas zu Sündenböcken machen. Aber wie dem immer sei, wahr bleibt, daß Europa, obgleich es nicht mehr Krieg führt, zum Frieden nicht gelangt ist, sondern zu neuem Kampfe bereitsteht. Das ist an und für sich eine böse Quittung auf die Anstrengung der Friedensfreunde; schlimmer ist, daß man anfängt, den Frieden als eitle Einbildung zu bezeichnen, der der Kampf gegenüberstehe als wahres Manneswesen. So lange es ein Britisches Reich geben wird, wollen wir gegen solch falsches Denken zeugen.

In dieser letzten Rede, die ich als Ministerpräsident vor einer großen Zuhörerschaft halte, laßt mich mein Glaubensbekenntnis ablegen, das Millionen Menschen aller Rassen innerhalb des Britischen Reiches mit mir teilen. Wir sind aus einer Insel zu einem Weltreich geworden; wie heißt das Geheimnis, das uns zusammenhält, das Geheimnis heißt: Freiheit, Freiheit in Ordnung, Freiheit innerhalb der Gesetze, Freiheit, die alle Machtmittel hinter sich weiß, aber sie nicht vornehin schiebt. Wir stellen eine Gemeinschaft dar, in der Staatsgewalt und Bürgerfreiheit ineinander übergegangen sind und in der Staat und Bürger beides sind: Zweck und Mittel.

Unser Reich ist auf den Frieden eingerichtet und will der freien Entwicklung der Einzelpersönlichkeit in freiwilliger Bindung und durch eine unendliche Mannigfaltigkeit freiwilliger Verbindungen dienen.

Die Gemeinschaft der Völker unseres Reiches und ihre Kameradschaft wurzeln in dem Glauben von der Würde der einzelnen Menschenseele, und das ist das englische Geheimnis, auch wenn wir zu mancher Zeit und manchen Ortes diesem Glauben nur schwach und matt gehorcht haben.“

So lautet der Kern der Rede Baldwins, von der geschrieben wird, sie enthalte seine Art und das englische Wesen ganz, und die, was bei englischen Reden ungewöhnlich ist, nachgedruckt wurde und vom Times-Verlage in großen Mengen verbreitet wird. Die Rede ist hier nicht wiedergegeben zur Kritik, sie steht hier nicht zu ihrem Lobe und auch nicht zu unserem Widerspruche. Die Rede steht vielmehr an einer Stelle, an der das innere Reich zu zeigen versucht wird, zunächst in uns und danach bei denen, von denen wir meinen, daß sie uns trotz allem am nächsten sind, und daß der wirkliche Unterschied zwischen uns und ihnen zuletzt nur der sei, daß wir näher an das Schicksal gerückt seien seit langem. Und die Rede enthält ohne Zweifel ein Stück inneres Reich im politischen Sinne, wie sie es heute drüben empfinden.

Was uns angeht, so meinen wir nicht, daß Not und Leid, einerlei ob angetan oder verschuldet, die Menschen gemeinhin besser mache. Not und Leid und Enge zerstören ungeheuer viel, aber daß bei dem Versuchen der Abwehr die Bequemlichkeit zur Seite gestoßen wird, das gibt vielleicht eine neue Gelegenheit. Ein Mehr an Anerkennung gehört hier nicht zur Rede. Denn der schwere Weg von Seele zu Seele wird nicht dadurch gefunden, daß man den andern zu belehren trachtet.

Und dennoch braucht die Seele das Wort.

(Mit freundlicher Genehmigung vom Verfasser und Verlag gekürzt entnommen der Zeitschrift „Das Innere Reich“.)



Lichtbild: Schneider.

Die Pariser Weltausstellung 1937 vom Trocadero aus gesehen.
Links der deutsche, rechts der russische Pavillon.

Begegnung mit dem geistigen Frankreich.

Von Claus Schrepff.

Verständigung unter den Völkern ist Sache des Geistes. Niemals wird die europäische Politik aus dem ebenso mürhlichen wie unbequemen Zustande des gegenseitigen Aufschauerns herauskommen, wenn die Nachbarstaaten — und in Europa ist jeder eines jeden Nachbar — durch eine geistige Kluft voneinander getrennt sind und aus Mangel an Kenntnis in Mangel an Verständnis befangen bleiben. Manche militärische Grenzüberschreitung, mancher blutige Konflikt der Vergangenheit hatte seine letzte Ursache darin, daß man sich nicht beizeiten zu einer geistigen Grenzüberschreitung entschlossen hatte, um seine Nachbarn zu erkunden und eine geistige Sühlnahme herzustellen. Wer seinen Frieden gesichert wissen will, muß damit beginnen, daß er die geistige Natur der Teilnehmer kennenlernt, die an dem Friedensverhältnis mitwirken sollen. Er muß die fremde Denkweise verstehen, denn aus ihr entspringen die materiellen Bedürfnisse, die er im Interesse des Friedens zu berücksichtigen hat.

X/3

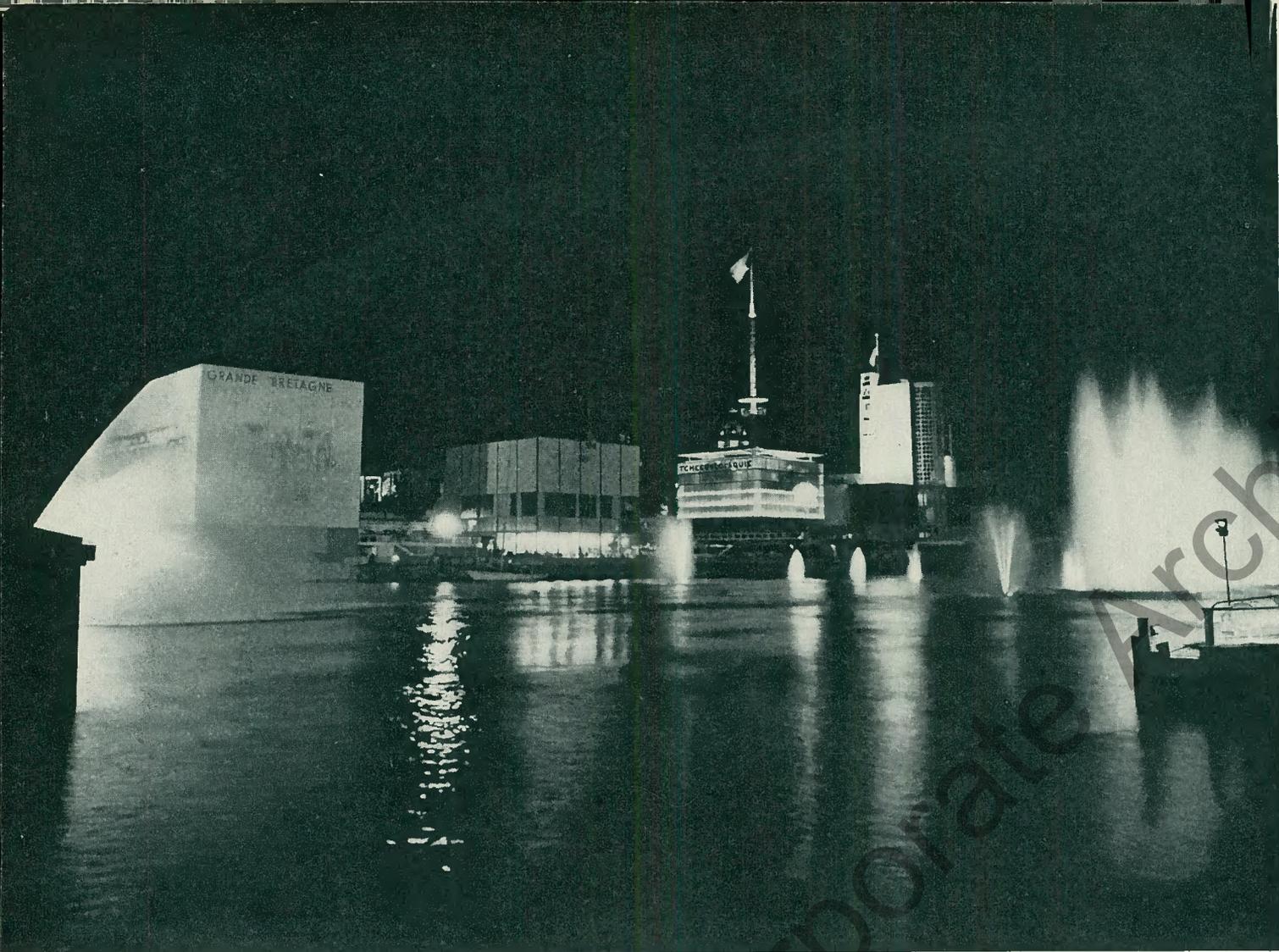


Der deutsche Pavillon
auf der Weltausstellung Paris 1900.

Seit fast hundert Jahren sind es die Weltausstellungen, die in zwanglosen Zeitabständen die Völker im Zeichen des Friedens zusammenführen und sie in einer Bestandsaufnahme ihrer schöpferischen Leistungen im Dienste des Fortschritts geistig miteinander bekannt machen. Neben der ursprünglich dargebotenen Ausstellung industrieller Erzeugnisse boten die Weltausstellungen seit Ende des 19. Jahrhunderts Überblicke über das gesamte geistige Schaffen der Kulturvölker. Die meisten und großartigsten Weltausstellungen erlebte Paris, wo die Glanzstücke der Ausstellung von 1889, Eiffelturm und Trocadero, zu bleibenden Wahrzeichen der Stadt geworden sind.

Die diesjährige Weltausstellung in Paris ist die zweite in unserem Jahrhundert und zeigt mit betonter Schärfe die seitdem eingetretene geistige Veränderung. Auf der Ausstellung von 1900 herrschte der überladene Allerweltschmack des Fin de siècle, den wir in Berlin als Kurfürstendammstil kennen. Das Französische war damals von

387



Der englische, schwedische, tschechoslowakische und amerikanische Pavillon auf der Pariser Weltausstellung 1937, aufgenommen unter der Jenaer Brücke (Pont d'Iéna).

Lichtbild: Schneider.

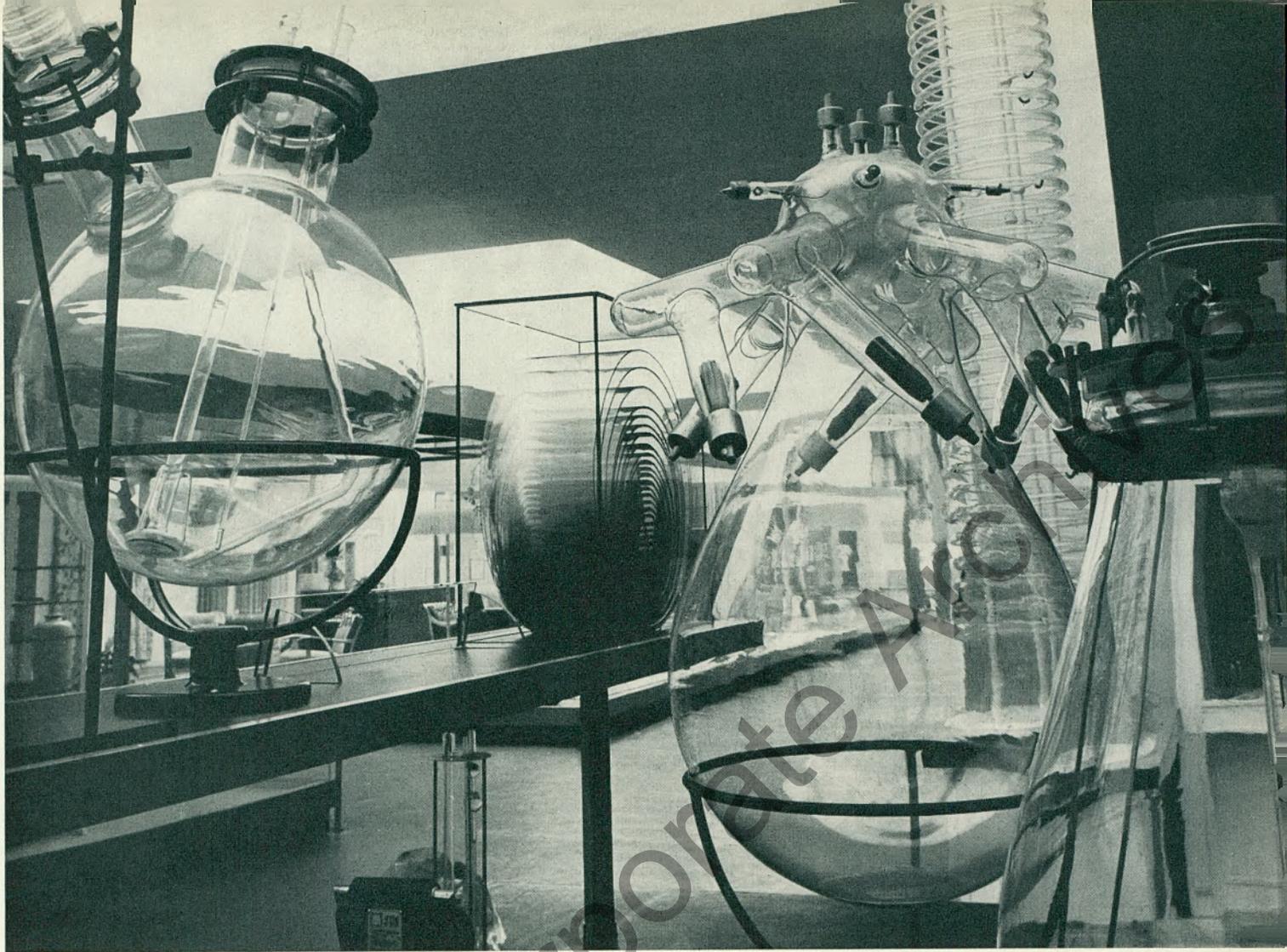
erotischen Sehenswürdigkeiten überlagert, die geistige und künstlerische Haltung war unsicher, das Unbehagen in dem, was sich in Ermangelung von etwas Besserem Kultur nannte, war deutlich spürbar und sehr berechtigt. Fast alles, was 1900 in Gunst und Blüte stand, ist 1937 von der Bildfläche verschwunden, nachdem es längst als Ausdruck einer unwahren Scheinkultur entlarvt worden ist. Was aber an jungen Regungen echt und lebensstark gegen das überzüchtete Asthetentum auftrat und damals verdammt wurde, steht heute siegreich im Mittelpunkt dessen, was Frankreich in Wort, Bild und Gebärde von sich selbst

verkündet. Ein Menschenalter liegt zwischen den beiden Pariser Weltausstellungen. Die neue Generation, die den ehernen Realismus des Weltkriegs durchlebte, hat den gesamten Kunst- und Lebensstil ihrer Vorgänger abgetan. Über diesen Umschwung wird in der soeben erschienenen Broschüre „Das

geistige Paris“ von Gustav R. Hocke ein durch scharfe Beobachtungen ausgezeichneter Bericht erstattet. Ein hervorragender Kenner des Franzosentums schildert hier seine auf der Ausstellung gewonnenen Eindrücke und zieht aus der geistigen Begegnung mit dem schaffenden Frankreich von heute höchst bemerk-



Der Mathematiksaal im französischen „Palais der Entdeckungen“.



Lichtbild: Schneider.

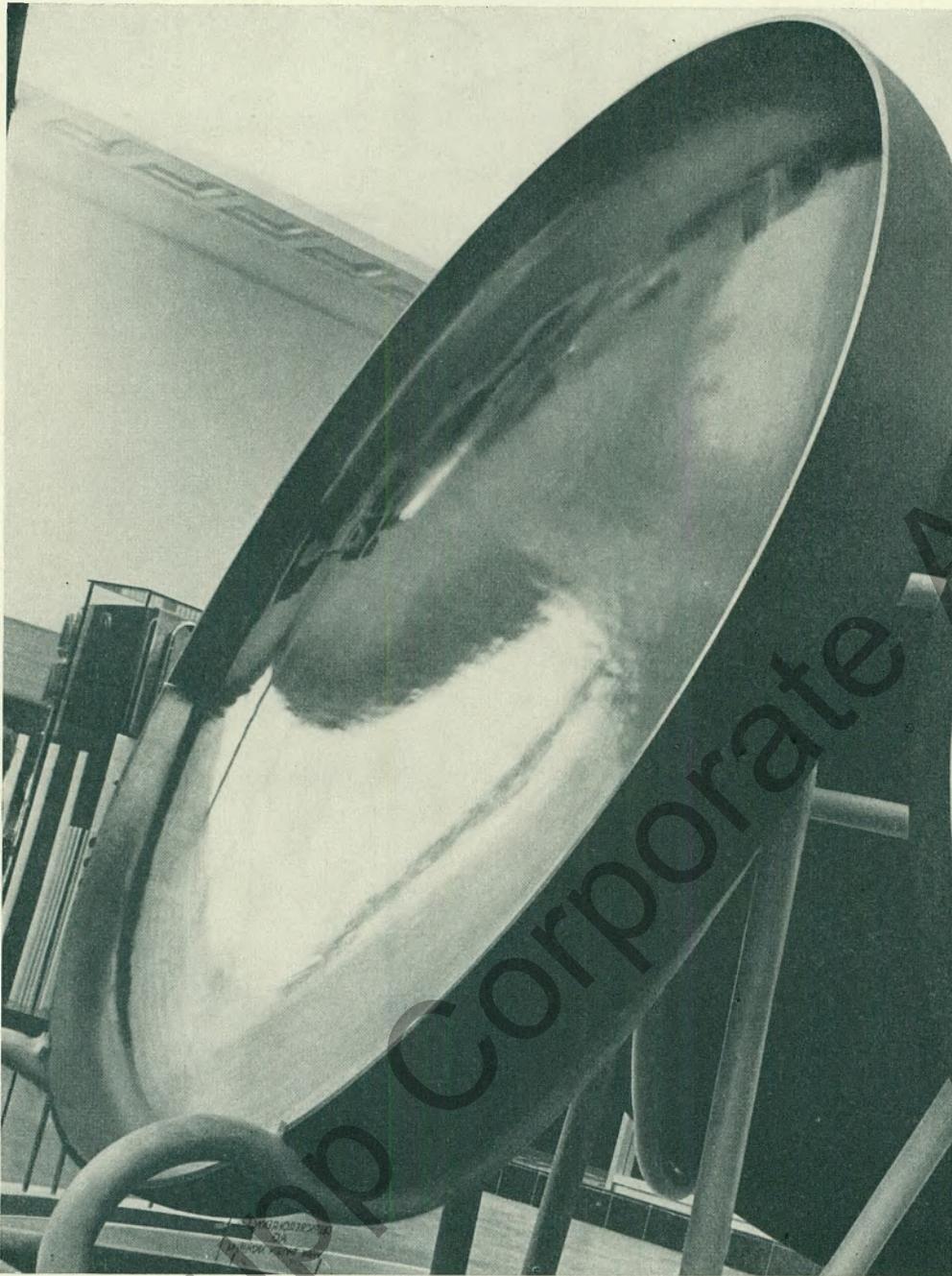
Höchstleistungen deutscher Technik im Internationalen Pavillon der Weltausstellung Paris 1937.
Quecksilberdampfgleichrichter und Chlorierungskolben der Firma Schott u. Gen., Jena.

lebenswerte Schlüsse auf die Zukunft. Von dem Geisteszustand der Vorkriegszeit hat das junge Frankreich sich nicht deshalb losgesagt, um durch einen Bruch mit der Vergangenheit die Bahn zu einer überheblichen Selbstentfaltung und Selbstvergötterung freizumachen, sondern um über die schillernde Scheinkultur von 1910 hinweg die Tradition der echten französischen Geisteswerte wiederaufzunehmen. In besonderer Weise findet man daher auf der Weltausstellung die technischen und künstlerischen Leistungen der Gegenwart auf die logische Grundlage des französischen Denkens aufgesetzt. Man steht im „Palast der Entdeckungen“, in der Ausstellung im Grand-Palais. Da ist der Mathematiksaal. Eine künstliche Lichtspirale bohrt sich durch die Decke ins Unendliche. In einen Punkt, der gleichsam den Sprung ins Jenseits darstellt, läuft die Spirale aus. Der Raum ist halbdunkel. Mathematische Symbole, Zahlenreihen, klassische Formeln, geometrische Figuren sind an den Wänden des halbdunkeln Raumes sichtbar. Man kann kurze Bekenntnisworte großer Mathematiker und Naturwissenschaftler lesen. Und hier wird ein Doppeltes sichtbar: das philosophisch-religiöse Unendlichkeitspathos des Pascal und das logische Ordnungsethos des Descartes.

Wer Frankreich verstehen will, muß wissen, daß es von der Denkweise des Descartes beherrscht wird. Descartes ist der erste Philosoph, der, anstatt über die Welt und die Gegenstände der Wahrnehmung nachzudenken, die denkende Vernunft selbst zum Mittelpunkt seines Systems gemacht hat. Klarheit und Beweisführung bilden für ihn das Wesen der Erkenntnis, sie spiegeln sich in der formvollendeten Sprache seines Vortrags, von der eine unwiderstehliche Überzeugungs-

kraft ausgeht. Descartes ist der Vater der modernen mathematisierenden Wissenschaft. Die cartesianische Philosophie ist der erste Versuch einer umfassenden Naturerklärung auf dem Boden der mechanistischen Weltanschauung. Sie ist unübertroffen in der Konsequenz, mit der sie aus den gleichen Voraussetzungen über Materie und Bewegung alle Erscheinungen, von den kosmischen Bewegungen an bis zur irdischen Schwere, zu Schall, Licht, Elektrizität, Magnetismus, soweit diese zu jener Zeit bekannt waren, herzuleiten unternimmt. Die Vernunft ist für Descartes der Anfang alles Denkens und aller Dinge. An ihr konnte sich der Franzose bis zur Ausschweifung begeistern, als man in der großen Revolution die Göttin der Vernunft in den Kirchen anzubeten begann. Aber auf das rechte Maß gebracht, ist die Idee der Vernunft auch heute noch den Franzosen die höchste. Sein rationalistisch-mechanistisches Weltbild betrachtet das Dasein als ein geordnetes, gestuftes, beständiges Sein, als einen fertigen Zustand, eine rationale, berechenbare Größe.

Für uns Deutsche ist die Welt in ewiger Wandlung, ein organischer Prozeß, ein immer unfertiges, nie zu Ende kommandes Werden. Diese dynamische Vorstellung ist den Franzosen unheimlich, sie fürchten in ihr das Ruhe- und Regellose, das Ungesetzmäßige, Unberechenbare, mit einem Wort das Irrationale, von dem das deutsche Wesen in der Tiefe bewegt wird. Immerhin steht Descartes nicht völlig allein. Nach ihm kam Pascal, gleich jenem ein Meister der Mathematik, der sich jedoch in gläubiger Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen beugt. Der Mensch, das endliche Wesen in der Mitte zwischen dem Unendlichen und dem Nichts, selber ein Teil des Universums, kann die unlösliche Verknüpfung aller Dinge des



Höchstleistungen
deutscher Technik
im
Internationalen
Pavillon
der
Weltausstellung
Paris 1937.

Tiefgerölber,
mit rostfreiem Stahl
„Remanit“
plattierter Kesselboden
von 3 m Durchmesser
der
Deutsche Röhrenwerke AG.,
Werk Thyssen, Mülheim
(Vereinigte Stahlwerke AG.).

net die Geisteshaltung
des heutigen Frankreich
in Lebensführung, Lite-
ratur, Kunst und Wissen-
schaft und nicht zuletzt
auch in der Politik, in
der man aus Mißtrauen
gegen unvorhergesehene
Zuckungen der Zukunft
nach immer neuen Mit-
teln sucht, das Sein zum
ewigen Geseß zu erheben.

Mit Skepsis blickt der
Franzose auf alles, was
ihm ein Paradies ver-
heißt. Indem er nicht nur
das, was er ausgestellt
sieht, sondern auch das
vor den Augen der Welt
Verheimlichte bedenkt,
wird es ihm klar, daß
Frankreich auf keinem

Ganzen, das Universum, nicht begreifen: das Erkennen ist ein
Erkennen des Endlichen vom Unendlichen her, das selbst nur
geglaubt und gefühlt, nicht erkannt wird. So kehren die
großen Seelen, nachdem sie alles menschliche Wissen erworben
haben, zur Unwissenheit zurück, zur Hingabe an die Offen-
barung.

Descartes und Pascal, das ist im französischen Geiste
die Spannung zwischen Wissen und Glauben, worin wir
eine dem deutschen Weltgefühl verwandte Seite erkennen.
Und es ist kennzeichnend, daß Pascals „Gedanken“ in Deutsch-
land vielleicht ebenso verbreitet sind wie in ihrer Heimat.

Neben Pascal, der uns Deutschen so nahe steht, erscheint
als typischer Franzose der geistvolle Diderot, der von Descar-
tes zu den Materialisten und Atheisten hinüberführt. Sein
„Spaziergang eines Skeptikers“ zeigt die uns Deutschen
fremdeste und unverständlichste Seite des französischen Geistes,
die Skepsis, den Zweifel an allem, was unbewiesen oder un-
beweisbar ist. Vom Zweifel war ja auch Descartes ausge-
gangen in seinem berühmten *Dubito, cogito, ergo sum*: Ich
zweifle, also denke ich, also bin ich. Solche Skepsis kennzeich-

Gebiete am Ziel ist. Er wehrt sich mutig gegen jede Selbst-
täuschung.

Weithin sichtbar steht auf der Weltausstellung ein Satz des
großen Louis Pasteur angeschrieben: „Ich glaube zuver-
sichtlich, daß Wissenschaft und Frieden über Un-
wissenheit und Krieg siegen, daß die Völker sich ver-
stehen werden, nicht um zu zerstören, sondern um
aufzubauen.“ Allein, von solchen Schlagworten wird die
Milch der frommen Denkungsart nicht keimfrei und die Poli-
tik nicht vor Gärungen geschützt werden. Frieden ist nur ein
Wort, womöglich eine Lüge, wenn jeder dabei nur den eigenen
Vorteil im Sinn hat. In der Geschichte hat das Wort
Frieden keinen guten Ruf, denn es bezeichnet nur zu oft die
brutale Vergewaltigung des Gegners am Tage nach seiner
Niederlage. Was Krieg ist, haben wir vor zwanzig Jahren
erlebt und wissen es. Aber was ist unter Frieden zu verstehen?
Solange die Völker nicht bereit sind, sich über den Inhalt
dessen zu verständigen, was oft mit leerem Pathos als Friede
gepriesen wird, werden sie ihres Lebens nicht froh und ge-
wisß sein.

Jugend und Völkerverständigung.

Ein Beitrag der deutschen und der englischen Studentenschaft zum gegenseitigen Verstehen.

Von Gerichtsreferendar Walter Schmid.

Eine der vordringlichsten Aufgaben der Jugend unserer Zeit ist das Verstehen der Ideen und Probleme anderer Länder und das Kennenlernen der Art und Geisteshaltung der ausländischen Jugend. Gerade diese Aufgabe, die heute von den verschiedensten Organisationen und Verbänden in Angriff genommen wird, ist besonders wertvoll, um über die persönlichen Beziehungen von Volk zu Volk zu einer Zusammenarbeit und einer Beruhigung der unerträglichen Spannungen in den internationalen Beziehungen zu kommen und die Bedürfnisse und Nöte anderer Nationen zu verstehen. Nichts ist so verderblich wie das gegenseitige Mißtrauen der Völker untereinander, und dies zu beseitigen, ist eine der bedeutendsten Aufgaben, die sich die Jugend heute gestellt hat und deren Ziel sie auf allen möglichen Wegen zu erreichen sucht: durch Schüler-, Lehrer- und Studentenaustausch, durch Gemeinschafts- und Sportlager, durch gegenseitige Besuche und Studienfahrten.

Einen Teilausschnitt aus diesen Bemühungen stellt die Außenarbeit der Deutschen Studentenschaft dar. Ansätze zu einer deutsch-englischen Verständigung sind vorhanden, heute zwar noch in bescheidenem Rahmen und im ersten Anfangsstadium, aber immerhin: ein verheißungsvoller Anfang ist gemacht. Im Jahre 1935 war eine Gruppe britischer Studentenschaftsführer in Deutschland, wo sie Gelegenheit hatten, durch eigene Anschauung das neue Deutschland und sein Ideengut kennen und verstehen zu lernen. Als Gegeneinladung dazu wurden erstmalig zwei deutsche Vertreter zu einer „debating tour“ eingeladen, die dann auch im November 1936 vom Verfasser gemeinsam mit einem Kameraden durchgeführt wurde. Es war dies das erste Mal, daß überhaupt in England Vertreter eines anderen Landes, die Englisch nicht als Muttersprache hatten, eine Debating Tour unternahmen. Unsere Aufgabe war es, auf dieser Tour an nahezu sämtlichen englischen Hochschulen an Diskussionsabenden zu sprechen, und zwar handelte es sich dabei um die

spezifisch englische Form der Debatte: je zwei Hauptredner für und gegen die „motion“ (das Thema), dann die offene Debatte der Zuhörer, zum Schluß Zusammenfassung beider Parteien und Abstimmung.

Zur Durchführung einer solchen Aufgabe ist unerlässlich nicht nur die völlige Beherrschung der fremden Sprache, da

natürlich die Debatten in englischer Sprache abgehalten wurden, sondern auch absolutes Vertrautsein mit den Verhältnissen im Lande und mit der Mentalität der Engländer. Denn danach richtet sich die Auswahl der Argumentation und die Art der Rede. Es ist ein großer Unterschied, ob man in Wales, dem Land der temperamentvollen Redner, oder in London oder beispielsweise in Southampton oder Newcastle oder einer anderen Provinzuniversität spricht. Wir hatten beide die Verhältnisse in Großbritannien während eines nahezu einjährigen Aufenthaltes als Austauschstudenten in Edinburgh bzw. Dublin kennen-gelernt.

Einen großen Unterschied macht naturgemäß auch das gestellte Thema. Ein politisches Thema ist anders zu behandeln als ein unpolitisches, wenn auch manchmal von Seiten unserer Gegner und beson-

ders in der offenen Debatte versucht worden ist, in unpolitische Debatten politische Auseinandersetzungen hinein-zuziehen. Wir hatten mehrere Themen, die uns von der englischen Studentenschaft vorgeschlagen worden waren; davon erfreuten sich zwei besonderer Beliebtheit: eines über die Gefahren des Kommunismus und das andere über die Stellung der Frau im neuen Deutschland. Überhaupt war das Interesse an unseren Debatten überraschend groß. Überall fanden wir voll besetzte Säle, und die Zahl der Einladungen ging weit über den Durchschnitt einer normalen Debating Tour hinaus, ja sie betrug teilweise nahezu das Doppelte. Vielfach hatten sich zu diesen Debatten zahlreiche politische Gegner und Andersdenkende eingestellt, so daß die Debatten sehr schwierig und oft auch sehr scharf wurden. Fast überall, wo wir über den

Wir Deutschen haben hohe Erwartungen der Menschen da draußen zu erfüllen, die an unserem Werk eine Neulösung menschlicher Lebensordnung prüfen. Anderen Wesens als die bestehenden europäischen Staatsformen, ist in Deutschland ein Neues im Werden, aus unserer Geschichte, aus unserer Welt geboren, auf das die Fremden warten.

Geschichte wiederholt sich nicht; einige von uns glaubten einst anzuknüpfen an das Preußentum, an Schweizer-, an Österreicher- oder Niedersächsentum, und es ist etwas sehr Neues daraus aufgesprungen; andere glaubten zu alten Bekenntnissen zurückzukehren und merken, daß sie mitten in einer jungen Gläubigkeit stehen. Noch andere vermeinten, ein vergangenes Griechentum, eine versunkene Klassik zu beschwören, und schon stehen wir mitten in einer neuen Zeit, die man romantisch nennen könnte, wenn sie nicht dem Wirklichen, dem Sinnlichen herrlich viel näherstände als jene zerfließende erste Gezeit.

Klärung und Vertiefung, Weckung des Sturms der Geister aus der Mitte Europas ist die letzte, die schönste Aufgabe, die uns gestellt ist. Wir sind nicht für uns da; wir sind gerufen, der Erde ein Neues vorzuleben, wir sollen noch einmal verschenken, wie wir tausendfach geschenkt haben.

Hans Friedrich Blunck, 1933.

Kommunismus sprachen, hatten die Sozialisten und Kommunisten ihre Leute vollzählig alarmiert und zur Debatte geholt. Wenn man von dem ersten Eindruck ausgehen wollte, so müßte man annehmen, daß die englischen Hochschulen bei weitem sozialistischer, wenn nicht gar kommunistischer wären. Das ist aber nicht der Fall. Es gehört heute bei einem Teil der Studentenschaft an den englischen Hochschulen einfach zum guten Ton, „Kommunist“ zu sein — es ist eine Art Mode. Die Vorstellungen über den Kommunismus gehen dabei sehr auseinander. Oft findet man ein ehrliches Suchen nach einem sozialistischen Ideal, das man als „Kommunismus“ bezeichnet, ohne daß es etwas mit dem eigentlichen politischen Faktor „Kommunismus“ zu tun habe. Meistens ist es ein Salonkommunismus, den auch wir ja von unseren deutschen Hochschulen aus der Vergangenheit sattfam kennen. Man nennt sich Kommunist, weil man einen roten Schlips trägt und kommunistische Flugblätter verteilt, glaubt aber mit dieser Haltung vereinbaren zu können, daß man ein luxuriöses Leben führt und beispielsweise Aktien der Rüstungsindustrie kauft, weil man dabei ein gutes Geschäft machen kann. Nur selten findet man Persönlichkeiten, die die zerstörende Kraft des Kommunismus erkennen und anerkennen.

Zahlenmäßig sind die linksgerichteten Kreise nicht besonders stark, aber ihre Bedeutung liegt in der Aktivität und in dem tatkräftigen Hervortreten nach außen gegenüber den zahlenmäßig viel stärkeren konservativ und liberal gerichteten Kreisen. Wir konnten beobachten, daß zum Beispiel in der offenen Debatte fast stets nur Redner aus Linkskreisen sprachen, während — mit verschwindend geringen Ausnahmen — sich die politisch rechts eingestellten Kreise zurückhielten. Das liegt auch zum großen Teil daran, daß die überwiegende Mehrzahl, obchon gefühlsmäßig und traditionell konservativ eingestellt, politisch uninteressiert ist, während bei den Sozialisten und Kommunisten natürlich das Interesse an politischen Tagesfragen und den Problemen der anderen Länder außerordentlich groß (wenn auch in bezug auf Deutschland meistens negativ) ist.

Aus dieser Betrachtung heraus verstehen sich natürlich die besonderen Schwierigkeiten, mit denen eine solche Debating Tour von Deutschen verknüpft ist. Die Angriffe, auf die man in den Diskussionen, auch in privaten, stößt, sind sehr scharf und oft schwer zu beantworten. Häufig stießen wir sogar in den Debatten auf eine offensichtlich feindselige Stimmung und mußten manche gehässige und persönlich beleidigende Bemerkung über uns ergehen lassen, obchon wir als Gäste kamen; oftmals wurden unsere Ideale in den Schmutz gezogen und Argumente übelster Art gegen uns und unser Volk vorgebracht. Hierzu muß allerdings gesagt werden, daß der Durchschnittsengländer diese Art des Debattierens und jede persönliche und beleidigende Argumentation innerlich als unfair ablehnt. Wir nahmen unsererseits diese traurigen Begleiterscheinungen mit in Kauf, um überhaupt eine Basis zu haben, von der aus es möglich war, überhaupt einmal in größerem Kreise Verständigung zu suchen. Und dieses Verständnis, das man dann oft in privaten Gesprächen im Anschluß an die offiziellen Debatten oder in Diskussionen in kleinerem Kreise auch unter Segnern fand, war schon wert, daß man alle diese Schwierigkeiten auf sich nimmt. Gerade diese Unterhaltungen erwiesen sich als besonders wertvoll, weil man dort auf die tieferen Probleme und die weltanschaulichen Grundlagen eingehen konnte und nicht durch die Technik der Debatten behindert war. Hier konnte man unsere Auffassung vom Sozialismus, unseren Willen zur Zusammenarbeit mit anderen Völkern, die Notwendigkeiten und Besonderheiten unserer Politik klarer herausstellen und dabei oft den tieferen Kern der Schwierigkeiten entdecken: das vollkommen andersartige Denken des Engländer.

Hierin liegt meines Erachtens die größte Schwierigkeit und

das Kernproblem der deutsch-englischen Verständigung. Die insulare Lage und das Fernsein von kontinentalen Problemen haben im Engländer eine ganz andere Geisteshaltung entstehen lassen als bei uns. Es ist ein Unterschied, ob ein Volk Jahrhunderte hindurch im Herzen Europas um seine Existenz gekümpft und unberührt von den kontinentalen politischen Schwierigkeiten geblieben ist. Und gerade die harte Nachkriegszeit und die Folgen des Versailler Diktats (das in England schon seit langem als ungerecht empfunden wird) sind Dinge, die der Engländer nicht aus eigener Anschauung kennt und deren Wirkungen er sich daher auch nicht im entferntesten vorstellen kann. Man stellt in England zu leicht allgemeingültige Begriffe auf, ohne einzusehen, daß in anderen Ländern die Voraussetzungen ganz andere sind und daß infolge der besonderen Notwendigkeiten dort etwas ganz anderes gelten muß. Wenn man drüben von „Demokratie“ spricht, so denkt man an die besondere englische Form der Demokratie, die man als die allein wahre Form anerkennt. Häufig läßt man sich dabei auch von dem Wort allein verführen und kommt daher zu völlig falschen Schlussfolgerungen. So erklärt sich die betonte Gemeinsamkeit der „westlichen Demokratien“, Frankreichs und Englands, wobei man die Verschiedenheit gar nicht sieht. So erklärt sich auch, daß man Sowjetrußland heute zu den „demokratischen“ Ländern (im Gegensatz zu den „Diktaturen“) rechnet, indem man auf die neue Sowjetverfassung verweist.

Jeder Eingriff des Staates in die Individualsphäre wird abgelehnt. Die Freiheit des Individuums wird ängstlich gehütet, und das Wort „compulsory“ (=pflicht) — sei es im Zusammenhang mit Militärdienst, Arbeitsdienst, Sterilisation oder anderen Notwendigkeiten des völkischen Lebens — stößt auf schärfsten Widerstand. Man kann einfach nicht verstehen, daß in Deutschland das Volk anders denkt und daß dort infolge der besonderen Entwicklung andere Maßnahmen notwendig sind, daß sich mit manchen Begriffen (z. B. Liberalismus) andere Vorstellungen verbinden als in England.

Wir haben es auf unserer Debating Tour als unsere vorzüglichste Aufgabe betrachtet, gerade die andersartigen Verhältnisse in Deutschland herauszustellen und den Engländern klarzumachen, daß dies und jenes bei uns einfach notwendig ist, während es vielleicht in England durchaus unangebracht und überflüssig wäre. Das allerwichtigste schien uns zu sein, aus der Verschiedenheit der Verhältnisse die Notwendigkeit eines anderen politischen Systems abzuleiten. Das ist aber sehr schwierig, da eben der Engländer grundsätzlich nur seine eigenen Anschauungen gelten läßt und alles andere als etwas Minderwertiges, zumindest weniger Wertvolles betrachtet. Und doch ist gerade dieses Erklären so besonders wichtig. Denn wenn man den anderen Völkern nicht die Notwendigkeiten für unser andersgeartetes politisches System erklären kann, wie soll man da erwarten, daß sie uns verstehen und vertrauen? Wir haben den Engländern oft zugegeben, daß wir über England und die Mentalität des englischen Volkes eine andere Vorstellung mit nach England brachten, daß wir aber unsere Anschauungen berichtigt haben. Und so hoffen wir, daß auch durch das gegenseitige Kennenlernen das Verstehen kommt und auch die Engländer eines Tages ihre Ansichten über das neue Deutschland ändern werden. Wir denken ja nicht daran, ihnen unsere politischen Ansichten aufzudrängen, sondern wollen nur, daß sie unsere Ideen verstehen und achten, genau so wie wir ihre nationale Eigenart achten und respektieren. Unsere Debating Tour war eine kleine Möglichkeit, für Verständnis für das neue Deutschland zu werben und der englischen Jugend unsere Probleme und Ansichten näherzubringen, und es bleibt zu hoffen, daß auf diesem Wege zur Verständigung weiter fortgeschritten wird und daß eines Tages der Erfolg nicht ausbleiben wird.



Dorfkirche
in der
Normandie.

Radierung
von
Josef Steib.

Der Golfball.

Ein Erlebnis hinter Stacheldrahtzäunen.

Von Clemens Laar.

Dies ist eine Geschichte vom Krieg. Es wird nicht berichtet werden von der ungehemmten Urgewalt der Materialschlachten, nicht von der heroischen, schon gar nicht von der idyllischen Seite des Unfassbaren, Ungeheuerlichen, das wir Krieg nennen. Nur ganz im Hintergrund wird schattenhaft das Grauen stehen und die ewig düstere Frage: Letzter Sinn oder äußerste Sinnlosigkeit?

Jedes Jahr einmal, meistens im Juni, kommt Captain Lesley Hammond Stance, während des Krieges Schwadronsführer bei den 42nd Hussars, nach Deutschland. Er besucht ein Grab, das in der Nähe von Cannstatt liegt. Ich glaube, daß Captain Stance in jedem Jahre neu eine ewige Wunde aufreißt.

Jeder, der durch das Grauen ohne Grenzen geschritten ist, jeder einzelne hat etwas mitgebracht, was er nie mehr im Leben von der Seele werfen kann. Bei L. H. Stance, Captain bei den Königshusaren, ist es die Geschichte des Grabes in Deutschland. Er hat sie mir erzählt, und es ist schlimm, daß ich sie nicht so wiedergeben kann, wie er sie mir in die Hände gab. Das Wort versagt, wenn es schildern soll, wie von einer Sekunde auf die andere die Stimme eines Mannes sich wandelt unter dem würgenden Zugriff einer Erschütterung aus dem geheimsten Winkel der Seele. Es ist nicht zu beschreiben, wie

es geschieht, daß unsichtbare Schleier fallen und das jubelnde Licht des Tages trübe wird und nur gespenstisch und klanglos ein Mund Worte spricht, die aus einer fernen Welt stammen. Es gibt kein Mittel, hinter der grauen, schleppenden Monotonie nüchternen Sätze die Gewalt und die Kraft des Erlebnisses, des Geschehens, ganz nackt und bloß, wirksam werden zu lassen, wenn man nur die Feder hat.

„Ich wundere mich“, sagte Stance zu mir, „daß niemand die Sache mit dem alten Major und dem armen Roger kennt. Ich wundere mich wirklich. Bei uns erscheint sie in dieser oder jener Form immer wieder. Kürzlich sogar als Szenenfolge im Radio. Ich wundere mich sehr. Viele von uns haben Deutschland um dieser Sache willen lieben gelernt. Es ist ja unsere Art, immer vom Einzelnen auf das Ganze zu schließen.“

Er sagte wirklich Sache, ganz so, als ob in irgendeiner Anwaltskanzlei eine Akte angelegt wird, aber wenn man sein Gesicht dabei sah, das jählings von einer hoffnungslosen Leere überhangen war, dann hatte man das Empfinden, das viele von uns beim Anblick einer erlöschenden Flamme bekommen.

„Roger war zum Regiment gekommen“, so erzählte Stance, „als der deutsche Gegenstoß bei Wytschaete im Frühherbst 1915 uns abriegelte. Wir nannten ihn Bobby. Er war einer von denen, die den Krieg persönlich gewinnen wollten. Ich

glaube, er hatte aus seiner schönen neuen Armeepistole auch nicht einen Schuß abgegeben, als er entdeckte, daß wir Gefangene waren. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß der Krieg für ihn aus war.

Man muß das verstehen. Er war zwanzig Jahre alt, gerade Offizier geworden und außerdem zu diesem Zeitpunkt heilig davon überzeugt, daß es um die Rettung der Kultur vor den Barbaren ging. Neben den vielen unangenehmen Ereignissen dieser Lage war für ihn das schwerste Vorkommnis, fast so gleich merken zu müssen, daß wenigstens dieser Punkt ein Irrtum war. Es wurde ihm wahnsinnig schwer, zuzugeben, daß die deutschen Offiziere und Soldaten sich wie Gentlemen benahmen.

Man muß wissen, daß es darüber hinaus für Bobby kein Werturteil war.

Wir kamen in ein Sammellager, wurden kurze Zeit in Baracken eines Truppenübungsplatzes in der Nähe von Berlin untergebracht, um dann in ein Offizierslager in der Nähe von Cannstatt transportiert zu werden.

Wenn ein Mann Soldat wird, dann fallen unendlich viel Begriffe und Meinungen von ihm ab, die sonst sein Leben als Mensch bestimmen. Wir waren nun Gefangene, und ein schlimmeres Los gibt es nicht für den Soldaten. Niemals ist es uns geschehen, daß ein deutscher Mensch das nicht begriffen hätte. Es war schön und frostreich, aber ich weiß nicht, ob dieses verständnisvolle Wesen, dieses offensichtliche mitleidige Bedauern für uns nicht schlimmer war, als es unnachsichtige Härte gewesen wäre.

Überhaupt, hätte man nicht so viel ritterliche Güte geübt, dann lebte der kleine Bobby noch, und wir anderen bräuchten nicht eine Erinnerung mit uns zu tragen, die wir als einen nie auslöschbaren Makel betrachten müssen. Es ist schwer für wirkliche Männer, sich selbst nicht jederzeit in die Augen sehen zu können, sondern sie bei bestimmten Erinnerungen nach unten zu senken.

Ja, auch Güte kann schaden, aber unser alter Major . . .

Ich sage unser, aber er war ja ein deutscher Major. Unser Lagerkommandant da oben bei Cannstatt. Er muß schon lange vor dem Krieg pensioniert worden sein. Jetzt diente er seinem Lande auf diese Weise. Man sah ihm an, daß er auch bei der Feldpost Pakete geschleppt hätte, wenn er überhaupt nur dienen durfte.

Bobby sagte schon am zweiten Tag, St. Nicolas, und es ist wahr, daß er immer etwas an den deutschen Weihnachtsmann erinnerte. Er machte es uns leicht, Gefangene, also sinnlose und unnütze Kreaturen zu sein. Ganz eigen war seine Art, die nun einmal notwendigen Vorschriften und Befehle uns nahezubringen, und wir hatten immer das Gefühl, alles aus eigenem Antriebe zu tun.

Als er uns Turngeräte und Borhandschuhe besorgt hatte, da tat er so, als ob wir ihm eine Zuvorkommenheit erweisen würden, wenn wir sie benutzten. Sicher war es ihm schwer gefallen, diese Freiheit für uns zu erwirken, und wir hörten später, daß seine vorgesetzte Dienststelle es nur unter der Bestimmung erlaubt hatte, daß unsere sportlichen Übungen unter Aufsicht vor sich gingen.

Er wollte uns keinen Soldaten mit einem Gewehr vor die Nase setzen. So kam er also und hat, ein wenig zusehen zu dürfen. Es machte ihm so große Freude.

Wir waren alles junge Leute; eine bestimmte Gedankenlosigkeit gehörte zu unserem Wesen. Niemand von uns überlegte, daß bei einem Mann an der Grenze der Siebzig die Sportbegeisterung nicht so groß sein kann, daß er stundenlang im prallen Sonnenschein auf einer Stelle stand, nur um uns zu beobachten.

Bald waren wir verwöhnt. Wir sprachen viel mit unserem alten Major, denn wir hatten ihn gern gewonnen. Zuerst machte uns nur sein komisches zischendes Englisch Spaß. Bald

aber trugen wir alle unsere kleinen Nöte und Bedrückungen zu ihm. Es kam uns schon gar nicht mehr als Anmaßung vor, als wir uns über mancherlei Unfreiheiten beklagten, denen wir doch noch unterworfen waren.

St. Nicolas nickte nur, aber kurz darauf rief er uns zusammen und sagte, daß er uns ein größeres Maß an Freiheit gewähren könne, wenn wir ihm unser Wort als Gentlemen gäben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen und auch sonst den Fortfall verschiedener Behinderungen nicht ungebührlich ausnutzen wollten. Er selbst habe sich bereits für uns verbürgt.

Wir gaben ihm gerne dieses Wort. Ein Fluchtversuch war sowieso sinnlos, und daß wir uns sonst im Zaum halten mußten, das erschien uns völlig selbstverständlich. Auch Bobby gab sein Wort.

So vergingen die Monate, und irgendwo in der Welt war Krieg. St. Nicolas erzählte uns davon, aber immer bemühte er sich, unsere Gefühle zu schonen. Trotzdem war natürlich spürbar, daß er vom deutschen Sieg überzeugt war. Wir übrigens jezt auch, und das war es wohl, was dem kleinen Bobby langsam alle gesunde Überlegung und anständige Haltung nahm. Langsam gerieten wir wieder in den Krieg, und Deutschland, das uns unbewußt zum Gastland geworden war, wurde unmerklich wieder der Feind.

Nicht, daß dies unsere Beziehungen zu dem alten Major veränderte. Wir hatten wirklich gelernt, ihn zu achten und zu lieben, aber wenn wir abends zusammensaßen, dann entstanden phantastisch abenteuerliche Pläne. Wir wußten natürlich, daß sie spielerisch waren, diese Überlegungen von wilden Sabotageakten und ähnlichem. Wir waren uns im Grunde bewußt, daß wir nur mit den Gedanken jonglierten, aber es war doch immerhin bezeichnend für diese Situation, die der Nährboden für alles war, was dann weiter geschah.

Auch St. Nicolas spürte, daß eine seltsame Unrast, eine ewige Verstörttheit über uns gekommen war. Er schob es auf die mangelnde Tätigkeit. Wir sahen es ihm direkt an, wie er sich den Kopf zerbrach, auf welche Weise er uns noch helfen konnte, und als Bobby — er hat es als Wiß gemeint — den Vorschlag äußerte, um das alte Schloß herum, das uns als Wohnsitz diente, einen Miniatur-Golfplatz einzurichten, da sagte er sofort zu.

Natürlich wurde es ein Versager, wenn wir auch allerlei künstliche Hindernisse anlegten, Sandgruben, Böschungen und dergleichen. Zum Golfspiel braucht man nun einmal Platz, und mit dem war es arg bestellt. Zu unserem Lager gehörte nur ein kleiner Teil des ganzen Parkes, denn in dem größeren war eine Seuchenbeobachtungsstation eingerichtet worden mit vielen kleinen Pavillons aus Holz.

Mit dem Golf war es also nichts, aber jezt lagen wir unserm St. Nicolas mit anderen Forderungen in den Ohren. Der Rasenplatz vor dem Schloß hätte gerade erreicht, einen brauchbaren Tennisplatz abzugeben. An zwei Seiten zog sich der doppelte Drahtzaun hin, und das erschien als Ballfang geradezu ideal. Nur uneben war das Gelände, aber wenn wir eine Dampfwalze zur Verfügung gehabt hätten . . .

Wir mußten nicht, wie sehr schon in der Zeit der Gefangenschaft das Soldatische von uns abgefallen war, und wir zu den oberflächlichen, unbekümmerten und bedenkenlosen Jungen geworden waren, die wir fast alle noch im Juli 1914 dargestellt hatten. Es fiel uns einfach nicht ein, daß wir unverschämt waren. Schon gar nicht dachten wir daran, daß wir unserem guten St. Nicolas so mancherlei verwunderte Fragen von seiten seiner Vorgesetzten eingebracht hatten. Als er diesmal nur zögernd auf unseren Gedanken einging und uns nur ein vages Versprechen gab, sein möglichstes zu tun, da waren wir böse und verstimmt.

Wir waren Jungen und haben später als Männer dies mit viel innerer Scham bezahlen müssen. Vielleicht konnten wir auch nicht wissen, daß Dinge wie Dampfwalzen und der-

gleichem in Deutschland knapp waren, weil alles verfügbare Material an der Front arbeiten mußte. Es fiel uns nicht ein, daran zu denken, wie seltsam mitten in diesem erbitterten Ringen um das Leben der Nation das Ersuchen eines deutschen Offiziers wirken mußte, zur Belustigung seiner Gefangenen eine Dampfwalze zu stellen.

An nichts dergleichen dachten wir, und aus all diesen Blindheiten heraus fanden wir es großartig, als Bobby uns eines Tages gestand, daß er einen Fluchtversuch unternehmen würde.

Es war alles ganz einfach. Im Lager selbst konnten wir ja tun und lassen, was wir wollten. Kaum daß man eine deutsche Uniform sah, und wenn es auch keine Möglichkeit gab, über den Draht oder gar aus dem Hauptportal zu entweichen, es blieb immer noch ein Weg.

Später wußten wir natürlich alle, daß der Gedanke ver-rückt war, aber uns allen mangelte es ja damals an geistiger und seelischer Stabilität. Als Bobby uns erzählte, daß er unter dem Draht hindurch einen Gang wühlen wollte, da waren wir begeistert. Vielleicht sahen wir die Sache auch nur von der sportlichen Seite aus an, denn seltsamerweise fiel es keinem anderen von uns ein, sich an der Flucht zu beteiligen. Wir beobachteten die Entwicklung, weil es uns einfach etwas bedeutete, überhaupt ein Geschehen vor Augen zu haben. Alles, was uns wichtig erschien, war, Bobby eine gute Chance zu geben. Alles andere war seine Sache.

Wir waren erregt und gespannt, trotzdem es im Grunde eine albern langweilige Sache war. Bobby wühlte sich aus einer der Gollgruben in die Erde, und niemand hinderte ihn. Die herausgescharrte Erde nahmen wir anderen und bauten ein neues Hindernis auf den Gollkurs auf. Nichts war natürlicher. Selbst wenn man uns beobachtet hätte, wären wir nicht gehindert worden. Aber niemand sah auf uns. Wir waren ja Gentlemen, nicht wahr, und hatten unser Wort gegeben. Etwas, was wir längst vergessen hatten.

Wir waren glücklich dabei, weil wir jetzt etwas hatten, was uns wirklich innerlich beschäftigte. Keiner von uns hielt Bobby für albern. Selbst seine kindische Geste, einen kleinen weißen Gollball dort in das Gras zu legen, wo das Ende seines Tunnels war, übte einen erregenden Einfluß auf uns aus. Wir waren wie elektrifiziert, wenn wir in unserem Winkel bogten oder am Seil zogen und dabei verstohlene Blicke zu dem kleinen weißen Ball warfen, der so harmlos keine vierzig Yards von uns entfernt vor uns im Grase lag.

Täglich rückte der Ball vor. Manchmal zwei Fuß, manchmal vier Fuß, dann wieder weniger. Bald fehlten nur noch zehn bis fünfzehn Yards, und der Draht war erreicht.

So hockten wir an einem Maimorgen in unserem Winkel und starrten wortlos auf den Ball. Es war packend und unheimlich und aufregend, daran zu denken, daß keine drei Fuß unter diesem Ball ein Mensch lag und sich in Erde hineinbohrte. Splitternackt lag er da unten, unser Kamerad Bobby, und kämpfte.

Vielleicht war es diese Vorstellung, die uns alles andere vergessen ließ. Einer von uns kämpfte.

Es war sicherlich kindisch, aber es war auch grandios. Einige von uns hatten schon einmal den Versuch gemacht, in Bobbys Tunnel einzudringen. Sie waren nur ein paar Yards vorwärtsgekommen, dann hatte sie das Entsetzen gepackt, die Atemnot, das grauenvolle, erbarmungslose Dunkel, das unheimliche Gefühl, begraben zu sein.

Bobby aber schaffte es. Wir begriffen den Stolz, mit dem er an jedem Abend den Gollball ein wenig weiterlegte.

So saßen wir da und sahen auf den Ball, und da geschah es, daß das Schicksal nach Bobby und — nach uns griff.

Wir sahen den Major vom Hause her auf uns zukommen. Arglos ging er am Ball vorbei. Es sah fast so aus, als wollte er sich nach ihm bücken. Ich kann nicht wissen, was er sich dabei dachte, aber er verstand nicht viel von unserem Sport

und glaubte wohl, der Ball müßte dort liegen. Er wollte keine Verwirrung stiften.

Uns aber, die wir ihn für den Bruchteil einer Sekunde an jener Stelle zögernd stehen sahen, überfiel rätselhaft eine beklemmende Bangnis. Selbst die Stumpfeisten unter uns spürten, daß Unheil heraufzog. Wir sahen uns plötzlich hilflos an.

Dann war der Major bei uns, und wir standen auf. Sein Gesicht leuchtete vor Freude. Er war so ganz erfüllt von der guten Nachricht, die er uns brachte, daß er unsere Beklommenheit nicht bemerkte.

Niemals hatte er mich so an den gütigen, gebenden St. Nicolas erinnert wie in jenem furchtbaren Augenblick.

Und furchtbar war er. Ich habe die Front erlebt, ich habe mehr Jammer und Elend gesehen, als Menschenaugen ertragen können, ich habe den Tod in seiner gemeinsten und gnadenlosesten Form erlebt, aber nichts im ganzen Krieg war so schlimm wie die Minuten und Stunden, die begannen, als ein alter, großherziger Mann zu uns trat und uns selig vor Freude wie ein Kind erklärte, daß wir nun auch unsern Tennisplatz bekommen würden.

Ich weiß nicht, warum ich aufschrie. Es war kein Anlaß dazu vorhanden, aber es war einfach so, daß uns allen das Wissen von Furchtbarem wie ein böses Tier im Nacken saß. Wir wußten, daß es über uns kommen würde. Gleich, in der nächsten Sekunde . . .

Eine Stimme aus unserer Mitte rief: „Die Dampfwalze?“ Auch das war wie ein Schrei.

Seltsam schaute uns der Alte an. Er glaubte, daß es ungläubige Freude war, was er auf unseren Gesichtern las.

Er lachte ein wenig stolz:

„Es war schwer, Gentlemen, aber ich habe Ihnen versprochen, daß Sie zu Ihrem Tennisplatz kommen sollten. Ich habe eine Walze bekommen. Mehr noch. Es wird sofort angefangen. Da . . .“

Ich habe schon vorhin betont, ich weiß nicht mehr genau, aus welchen Bezirken das Entsetzen stammte, das uns alle überfallen hatte. Es ist vielleicht gar nichts Mystisches dabei. Vielleicht war es so, daß wir alle schon, bevor der Major aufgetaucht war, ein fernes Rasseln und Stöhnen gehört hatten. Laute des Alltags wie so viele andere, die nur von einem geheimen Winkel unseres Unterbewußtseins abgesaugt worden waren.

Jetzt aber wußten wir, in welcher lächerlich grotesker, in welcher spukhaft banaler Form das Schicksal auf uns zukommen würde.

Lauter und lauter wurde das Fauchen und Rasseln. Der Major sah lächelnd und stolz und freudig wie ein Vater am Geburtstagsfest seiner Kinder zu der Schloßterrasse, wo die Gärtnerin lag.

Wir aber waren kreidebleich. Ich, glaube ich, ich schwankte. Warum?

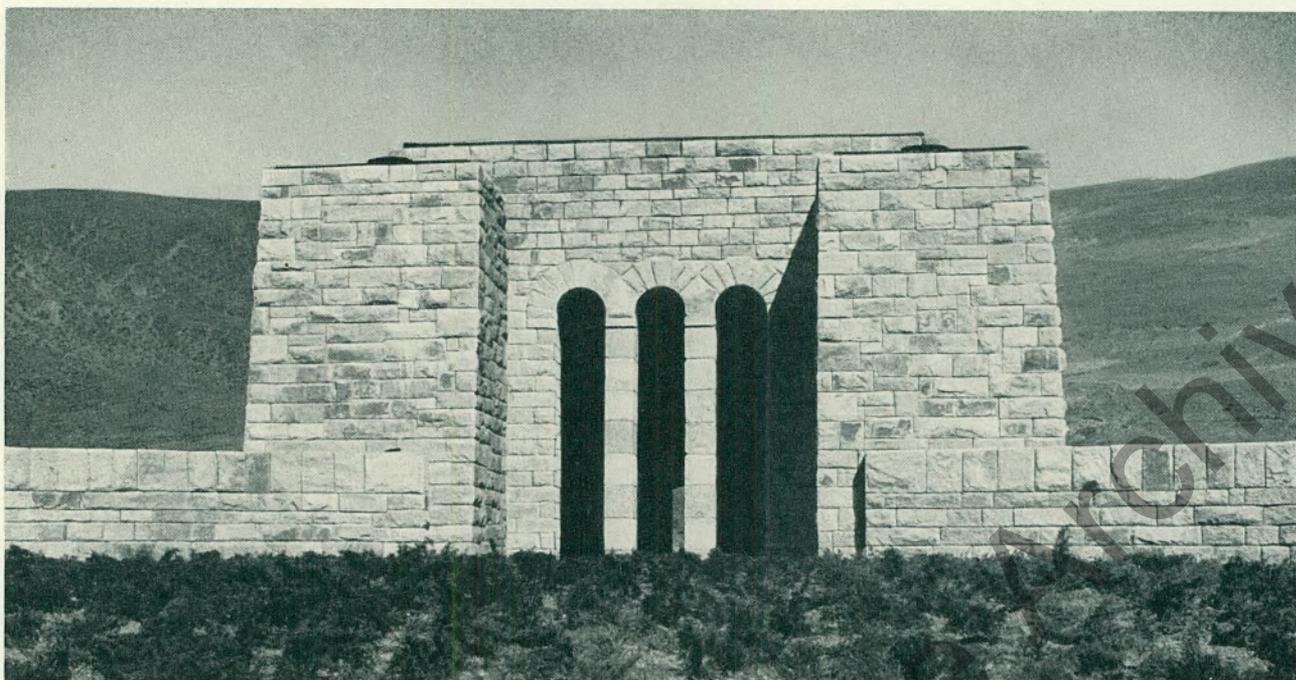
Es war doch nichts geschehen. Warum auch!

Da bog der unförmige Mammut um die Ecke. Eine uralte Dampfwalze aus dem vergangenen Jahrhundert und übermäßig groß und mit einem buckeligem Dach versehen. Ein Schornsteinrohr ragte heraus, und widerlich träger Qualm wurde vom Wind niedergedrückt.

Träge und unheimlich torfelte es uns entgegen. Die Walze drehte sich unendlich langsam. Der Rauch hing in Fetzen herunter, und für Sekunden war mir, als ob das gräßliche Geschöpf eines Angsttraumes, gesichts- und wesenlos mit strähnigen Schlangen als Haar, auf uns zukroch.

Ich war am Rand des Wahnsinns vor Grauen, und trotzdem arbeitete mein Kopf mit einer mir selbst unheimlichen Klarheit.

Es war ja gar keine Gefahr. Die Dampfwalze zog gerade am Zaun entlang und mußte den Ball und die Stelle, wo unter dem Rasen der arme Bobby lag, zur Linken liegenlassen.



Lichtbild: Volksbund-Archiv.

Die Totenburg deutscher Helden in Bitolj, früher Monastir (Jugoslawien).

Erbaut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Zimmer näher kam die Walze an die Stelle heran. Noch fünfzehn Yards, noch zehn. Es konnte ja einfach nichts mehr passieren.

Der Major sah immer noch glückstrahlend dem Umding entgegen. Sicherlich hatte es ihm viele Mühe gekostet, sicherlich war dieser Augenblick auch ein kleiner Triumph für ihn.

„Da ist sie, unsere schwer umkämpfte Walze“, sagte er, und dabei nahm er wie in einer begrüßenden Geste die Hand vom Säbelforb und hob sie hoch.

Das war das Schicksal.

Der Fahrer nahm es wohl als Zeichen, auf unsere Gruppe zuzuhalten. Wir sahen ihn wie zur Kennzeichnung des Vorgehens mit der Hand winken, wir hörten, wie er zur Schwenkung der Dampfdrossel weiter öffnete, hörten schreiend den Dampf aus dem Schornstein aufsteigen, sahen den Ball und die Walze ineinander verschmelzen, und dann . . .

Die Walze stand still. Sie war gar nicht sehr viel eingesunken.

Wir waren hingelaufen, und jetzt kamen wir wieder zu uns. Es war seltsam, aber wir knieten alle um die Einbeulung rings um den Mammut aus schmierigem Blech und der Walze aus Eisenbeton.

Burkens war es, der gurgelnd aufschrie: „Bobby!“

Wir sahen auf den Major. Er hatte in der gleichen Sekunde alles begriffen. Wir sahen, daß er aschgrau im Gesicht war. Wortlos ging er fort.

Es dauerte lange, bis wir anderen den Mut zum Handeln fanden. Erst als alles vorbei war, sahen wir, daß deutsche Uniform mitten unter uns war. Die Deutschen hatten wohl auch die entsetzliche Arbeit geleistet.

Den Major sahen wir erst am Abend des nächsten Tages wieder. Und da war es zum letztenmal.

Er kam zu uns, als wir beim Essen saßen. In der Tür blieb er stehen:

„Ich habe Ihnen folgendes mitzuteilen, meine Herren. Der gestrige Vorfall ist von mir gemeldet worden. Ich habe zu Protokoll nehmen lassen, daß der britische Leutnant Roger Francis bei Erdarbeiten, die er in meinem Auftrage vorgenommen hatte, einem Unglück zum Opfer gefallen ist. Ich habe gleichzeitig um meine Ablösung und einen sofortigen

Urlaub ersucht, und beides ist mir gewährt worden. Ich wünsche Ihnen Glück für die Zukunft, meine Herren. Auf Wiedersehen!“

Damit war er gegangen, unser guter St. Nicolas. Wir haben ihn nicht wiedergesehen.

So jung waren wir, so unendlich jung, aber wir verstanden doch alles, was in diesen letzten Worten an uns lag. Unendliche Trauer, denn wir wußten, daß er Bobby am meisten von uns geliebt hatte. Ganz sacht hatte er es uns einmal eingestanden, daß Bobby vieles von seinem Sohn besaß.

Dieser Sohn lag damals schon lange in französischer Erde. Er war als Hauptmann an der Marne gefallen.

Aber auch, was hinter der Trauer war, das spürten wir mit wachem Herzen. Eine Welt an Enttäuschung.

Er wäre im Recht gewesen, hätte er sie uns entgelten lassen, aber er handelte so, wie wir es nicht vermocht hatten. Als Gentleman.

Er deckte den toten Bobby, weil er nicht wollte, daß irgendwer sagen könnte, ein britischer Offizier habe sein Wort gebrochen. Er ging, weil er uns ersparen wollte, vor ihm die Augen zu senken. Ein großer alter Mann.

Später erfuhren wir, daß er Bahnhofskommandant in der flandrischen Etappe geworden war. Nur für ganz kurze Zeit. Bei einem Bombenangriff englischer Flieger wurde er schwer verwundet und starb im Lazarettzug, gerade als die Räder sich über deutscher Erde drehten . . .

Dies ist die Geschichte vom Krieg, wie sie mir der Captain Lesley Hammond Stance erzählte. Wir schwiegen sehr lange, aber dann fragte ich:

„Und in dem Grab, das Sie in jedem Jahr besuchen, liegt Ihr Kamerad Bobby?“

Stance sah mich starr an.

„Nicht ich allein besuche das Grab. Ich komme im Auftrag von uns allen, und in dem Grab liegt nicht Roger Francis, sondern der deutsche Major Ewald Bergenthin.“

Nun war es ganz still zwischen uns. Bald darauf reichten wir uns die Hände. Stance ging, ein nüchterner, geschäftiger Mann gehesten Alters.

Im nächsten Jahr wird er wieder in Deutschland sein. Er — oder vielleicht ein anderer.

Ehrenmale um Deutschland.

Von
Dr. F. Hallbaum.

Mit
acht Abbildungen
von
Kriegsgräberstätten,
erbaut
vom Volksbund
Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Das Relief
mit den Namen
der Gefallenen im Weihe-
raum des deutschen
Ehrenmales Lindebank
Dun im Verdungebiet.

Sichtbild:
Volksbund-Archiv.



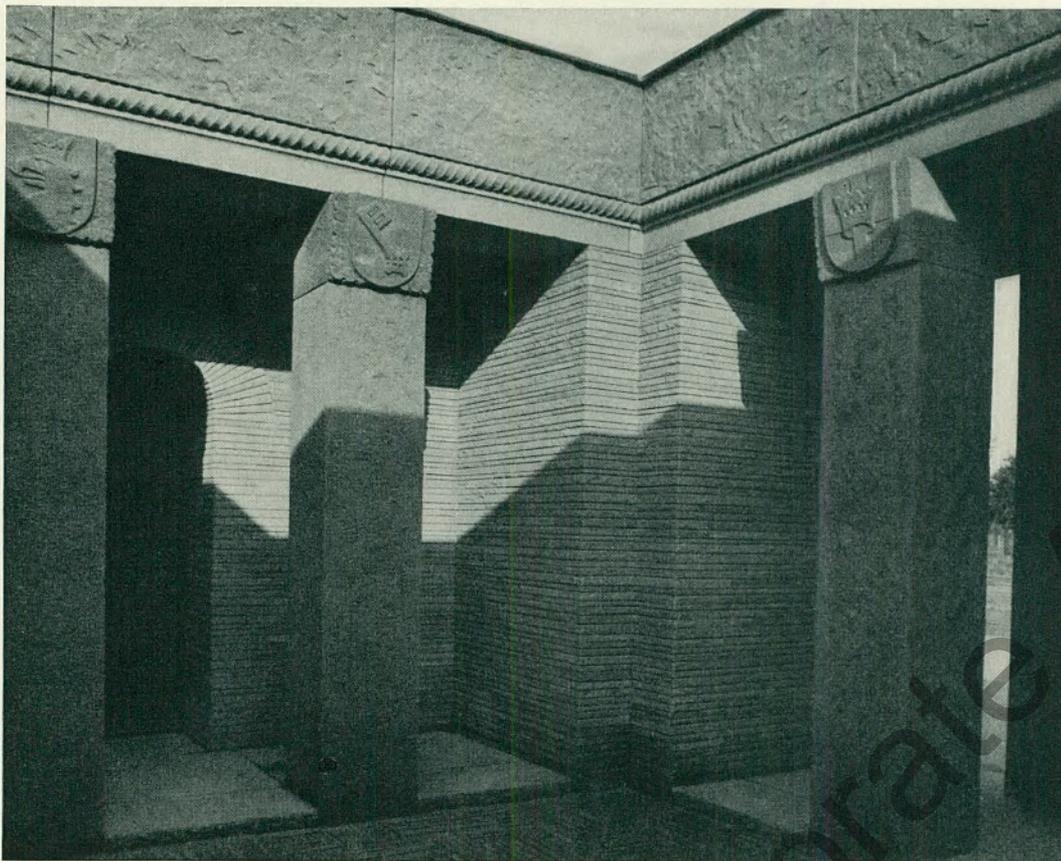
Zimmer weiter schließt sich der Ring der Ehrenstätten und Mahnmale deutscher Größe und deutschen Opfermutes um Deutschland. Trotzdem darf nicht vergessen werden, daß bis zur endgültigen Ausgestaltung aller Kriegsgräberstätten noch ungeheure Arbeit zu leisten ist. Heute, fast zwanzig Jahre nach Kriegsende, sind in Ost und West, Nord und Süd noch viele Kriegsgräberstätten in einem Zustand, aus dem man falsche Rückschlüsse auf die Einstellung Deutschlands zu seinen Gefallenen ziehen könnte. Immer wieder muß daher das deutsche Volk auf dieses Werk und seine Unterstützung durch Mitgliedschaft im Volksbund oder freiwillige Spenden hingewiesen werden: Kriegsgräberfürsorge und Heldenehrung sind nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit, sondern ebenso ein Gebot nationaler Ehre und Selbstachtung.

1. Ehrenstätten in Frankreich.

Frankreich ist das erste Arbeitsgebiet des Volksbundes und zugleich das größte. Im Westen ruhen über eine Million unserer Gefallenen. Hier hat der Volksbund im Jahre 1926 unter seinem Gründer und jetzigen Bundesführer Dr. Eulen

mit seiner Bautätigkeit begonnen, hier die Erfahrungen gesammelt und die Grundsätze entwickelt für eine Bauaufgabe, für die es in der Geschichte bisher kein Vorbild gibt.

Wer die auf diesen Seiten wiedergegebenen Aufnahmen deutscher Kriegsgräberstätten und Ehrenmale betrachtet, wird die



Im
Pfeilerhof
des
deutschen
Ehrenmales
Liny-devant-Dun
(Frankreich).

Lichtbild: Volksbund-Archiv.

ganze Spannweite der Gestaltungskraft ermessen, mit der diese Aufgabe gelöst wird. Mögen die Formen noch so verschieden sein, ihnen allen liegt eine einheitliche bauliche Gesinnung zugrunde, die im deutschen soldatischen Geist und im deutschen Gefühl für Heldenehrung wurzelt. Diese Baugesinnung lehnt formalistische Spielereien und hohles Gepränge ab, die mit soldatischem Ernst und soldatischer Schlichtheit nichts zu tun haben. Wichtig und im tiefsten Sinne monumental sind alle vom Volksbund gestalteten Ehrenstätten, seien sie, wie Salomé, aus rein pflanzlichem Werkstoff gebildet, oder mag, wie in Liny-devant-Dun, der Nachdruck im Baulich-Architektonischen liegen. Man hat dem Volksbund vorschlagen wollen, er möge überall den gleichen Gestaltungstyp zur Anwendung bringen. Das ist unmöglich. Die jeweilige Gestalt der Kriegsgräberstätte entscheidet sich in Rücksicht auf ihre landschaftliche Lage und Umgebung.

Salomé bei Lille ist einheitlich aus Pappeln als deutscher Heldenhain gestaltet. Keine andere Nation wendet diese Form an; sie ist, wenn man so sagen darf, die deutscheste. Dies allein aber war nicht ausschlaggebend bei der Anlage dieses Heldenhaines. Wer das Industriegebiet um Lille kennt, mit eng beieinanderliegenden Städten und Fabrikanlagen, mit Häusergruppen, Dörfern und Gehöften, der weiß, daß in einer solchen Umgebung ein Bauwerk von den schlichten Ausmaßen einer Kriegsgräberstätte als Ehrenmal verschwinden würde. Ein Grünblock aber wie der Pappelhain von Salomé ragt bedeutsam aus der Landschaft hervor und wird immer das Auge auf sich ziehen. Die Pappel ist das Gestaltungselement im einzelnen wie im ganzen. Wie Führer und Gefolgschaft, so ordnen sich die gewaltigen Pappeln am Hochkreuz mit den Pappeln und Kreuzen des Gräberfeldes zusammen. Von weitem aber wirkt die Gesamtanlage wie ein Bauwerk mit hochragendem Turm. Man hat geäußert, der Volksbund möge bei der straffen Anordnung der Kreuzreihen seine Pflanzungen in locker-malerischer Weise ansetzen. Eine solche Romantik wäre aber auf einer Kriegsgräberstätte nicht am

Platz. Auch die Pflanzungen haben sich dem Grundsatz soldatischer Straffheit unterzuordnen: wie die Kreuze, stehen auch die Bäume in Reihen. Die notwendige Lockerung erfolgt erst durch die Bodenbepflanzung des Gräberfeldes selbst, hier in Salomé durch die Taglilien (*Hemerocallis*), die alle Gräber überziehen und deren Blätter und Blütenstengel im Winde schwingen und die Kreuze umspielen.

Ganz anders dagegen die Gestaltung von Liny-devant-Dun und die Gründe, die hierfür ausschlaggebend waren. Wir befinden uns im Kampfgebiet von Verdun, in hügeliger, mit einzelnen Dörfern und Waldstücken durchsetzter Landschaft, durch die die Maas fließt. Der Ort Liny-devant-Dun liegt an der großen Straße, die im Maastal von Verdun nach Norden, nach Sedan, führt. Hier war es angebracht, auf dieser Ehrenstätte die künstlerische Kraft des neuen Deutschlands an einem Bauwerk zu erweisen, das den Ehrenmalen der Franzosen und Amerikaner in diesem Gebiet würdig zur Seite treten kann, wenn auch nicht an Ausdehnung und Höhe, so aber doch in der Eindringkraft der künstlerischen Form und der Meisterschaft der handwerklichen Ausführung.

Wie bei allen seinen Bauten, so befolgt der Volksbund auch hier den Grundsatz, nach außen im fremden Lande größtmögliche Schlichtheit und Unaufdringlichkeit walten zu lassen. Der Reichtum der Formen entfaltet sich erst im Innern. Diese Kontrastwirkung erhöht den künstlerischen Eindruck. Wohl kein Besucher ahnt die Gestalt des Ehrenhofes, der ihn aufnimmt, wenn er den engen Eingang durchschritten hat, der in seinen edlen Verhältnissen die einzige Öffnung in der geschlossenen Fügung des schlichten Torbaues von außen bildet. Wir stehen in einem viereckigen Pfeilerhof. Während zur Rechten und Linken hinter den Pfeilern geschlossene Wände erscheinen, geht in der Achse des Eingangs der Blick durch eine doppelte Pfeilerstellung hinaus ins Freie: auf das Gräberfeld mit seinen ersten dunklen Schiefertkreuzen auf grüner Rasendecke. Dies ist der überraschende erste Eindruck, der jeden Besucher mit feierlicher Stimmung erfüllen wird. Sie



Deutsche Kriegsgräberstätte Salomé bei Lille.
Der Heldenhain mit neugepflanzten Pappeln.

Lichtbild: Volksbund-Archiv

ist notwendig als Vorbereitung, um den zweiten künstlerischen Höhepunkt dieser Anlage zu erleben. In der zur Linken liegenden Wand des Pfeilerhofes ist ein Bittertor eingelassen, das in enger Fügung aus Kupferbändern wie ein Flechtwerk geschmiedet ist, ein Meisterstück deutscher Handwerksarbeit. Nach dem Eintreten durch dieses Tor umfängt uns ein dämmeriger Raum. Wie aber das Auge sich an ihn gewöhnt hat, erfährt es an der gegenüberliegenden Wand ein gewaltiges Adlerrelief. Immer mehr tritt es hervor, immer mehr gewinnt es Leben und Form, je länger der Besucher im Raum verweilt. Aus einer unsichtbaren Öffnung, einem schmalen Mauerpalt der Außenwand, kommt Licht in diesen Raum, nur so viel, wie nötig ist. Es läßt die Umrisse des Adlers und die wundervolle Struktur seines Gefieders hervortreten, wie er über einem nur leicht angedeuteten Gräberfeld im Gewittersturm dahinbraust; er trägt Licht und Schatten in die Namenszüge der Gefallenen, die in dichter Fülle auf Schiefertafeln eingemeißelt sind und den Adler umgeben. Wie eine Felswand steht dieses Erinnerungsmal vor uns. Der Eindruck des Natürlichen wird dadurch erhöht, daß die gewaltigen Schiefertafeln, drei an der Zahl, nicht geglättet sind. In ihrer natürlichen Bruchfläche, mit Wölbungen und Senkungen und mit allen Grabbildungen sind sie erhalten und so verarbeitet worden. So wird dieser Weiheraum in Frankreich zeugen, wie Deutschland seine Gefallenen ehrt.

Das Gräberfeld, das vom Eingangsbau durch einen kleinen Vorhof mit niedrigem Abschlussgitter getrennt ist, wird seine endgültige Gestalt erst zeigen, wenn die rahmenden Bäume angewachsen sind und damit das Ganze auch als Raum in Erscheinung tritt. Es bleibt noch übrig, einige Worte über den Werkstoff zu sagen, aus dem der Volksbund den Torbau errichtet hat. Wie auf vielen Kriegsgräberstätten in Frankreich, ist auch hier wieder der herrliche rötliche Vogesensandstein verwendet worden, der unserem Wesersandstein ähnlich ist. In reifer Überlegung hat die Bauleitung des Volksbundes zur Steigerung des künstlerischen Eindruckes alle Möglichkeiten ausgenutzt, die dieser Stein bietet: für die Wände sind die natürlichen schmalen Schichten verwertet, für die Pfeiler und das abdeckende Gesims die großen gewaltigen Blöcke. Wir sind unendlich froh, in Frankreich diesen Steinbruch gefunden zu haben, und einen Besitzer und Werkmeister, der ihn zu behandeln weiß. Diese Beispiele zeigen eindringlich den Ernst und die Gewissenhaftigkeit, mit denen der Volksbund am Werk ist. Das darf man wohl sagen: In der Gestaltung unserer Kriegsgräberstätten und in dem Bau von Ehrenmalen hat der Volksbund eine Form, ja einen Stil geschaffen, der würdig ist des Opfers, das unsere zwei Millionen Brüder für den Bestand Deutschlands gebracht haben. Sie sind die treibende Kraft, aus der heraus der Volksbund sein Werk fortführen und vollenden wird.

2. Die Totenburg deutscher Helden in Bitolj (Jugoslawien).

Über zweitausend Kilometer fuhrten wir von Deutschland bis zu der Totenburg deutscher Helden über der mazedonischen Stadt Bitolj, dem früheren Monastir, hart an der jugoslawisch-griechischen Grenze. Eine Nacht und einen Tag und wieder eine Nacht und einen Tag rollte der Zug.

Man muß diese gewaltigen Entfernungen von der Heimat bis in den tiefften Balkan zurückgelegt haben, um die ganze Größe deutscher strategischer Kriegskunst und die unvergleichliche Stoßkraft unserer Truppen ermessen zu können.

Brütende Hitze und sommerlicher Glast lasteten über den Gebirgen Serbiens und Mazedoniens, als wir sie jetzt durchfuhren. In die Ehrfurcht vor der Größe deutscher Leistung im Anblick dieser Gebirgswelt mischte sich der Schmerz: in diesem Gebiete nahm der tragische Ausgang des Weltkrieges seinen Anfang, als in den Herbstmonaten 1918 die mazedonische Front, die Jahre hindurch von der albanischen Küste bis zum Ägäischen Meer so zähe gehalten wurde, zerbrach.

Erschüttert von der Erinnerung, fuhrten wir durch diese Landschaft. An starren Bergwänden und Felsengebirgen vorbei, verdorrt und ausgebleicht in sommerlicher Hitze, über Pässe hinweg kamen wir nach Prilep. Vor uns, jenseits der pelagomischen Ebene, lag unser Ziel: Bitolj, überragt von dem gewaltigen Massiv des Peristeri. Und wie wir die weite, von der Cerna durchflossene fruchtbare Ebene durcheilten, sammelten sich unsere Gedanken auf das Erlebnis, das uns bevorstand. —

Unbehindert durch einschränkende Bestimmungen, hat der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge zum ersten Male zum Ruhm unserer Helden ein Denkmal errichten können, das in der Größe seiner Form seinen Bauwillen am reinsten verkörpert. Nach freiem Ermessen haben wir den Platz für unser Mal auswählen dürfen. Wir wollten nicht in das Tal, auf heldischer Höhe wollten wir unseren Toten die letzte Ruhe bereiten. Als die Wahl auf eine Bergkuppe fiel, hat die Stadt Bitolj sie uns als Geschenk vermacht, und während des Baues selbst hat sie uns tatkräftig und hilfsbereit in jeder Weise unterstützt. Sie hat das Mal unter ihren Schutz genommen und aus eigenen Mitteln die Zufahrtsstraße gebaut. Das ganze deutsche Volk, insonderheit der Volksbund, dankt der jugoslawischen Nation und ihrer Regierung, dankt vor allem der Stadt Bitolj für diesen Ausdruck ritterlicher Gesinnung und Achtung, die auch dem ehemaligen Gegner im eigenen Lande die Freiheit zur Ehrung seiner Toten beläßt. Immer wieder ist uns auf unserer Fahrt diese Hochachtung vor deutscher Leistung, diese Anerkennung und Ehrung deutscher Soldaten begegnet und hat uns mit Dank erfüllt.

Es ist etwas anderes, ob ein Bau in der Heimat oder ob er in der Fremde errichtet wird. Wer im Volksbund aus enger Verknüpfung mit seiner Führung, im besonderen mit seiner Bauleitung in München, die Planung und das Werden eines Ehrenmales für unsere Gefallenen in fernen Ländern verfolgt, der weiß, welches Unmaß gedanklicher Arbeit, welches Sorgen und Hoffen damit verbunden ist: angefangen vom ersten Entwurf über die Ausarbeitung der Pläne und ihre Genehmigung bis zu dem Zeitpunkt, wo unsere deutschen Bauführer hinausziehen und unter fremdem Volk mit fremden Kräften die Ausführung des Werkes beginnen und es vollenden in leidenschaftlicher Liebe, die alle, auch unvorhergesehene Hemmnisse besiegt. Ein jeder wird es verstehen, in welcher Spannung der Erbauer zum ersten Male seiner Schöpfung entgegentritt, das Herz erfüllt von bangender Sorge, ob das, was er plante und im Geiste erfand, in Wirklichkeit Gestalt wurde und unerbittlicher Prüfung standhält. Ein jeder aber auch wird teilnehmen an seiner Erlösung und Freude über das glückliche Gelingen seiner Schöpfung. Das war unser erstes Erlebnis, als wir uns

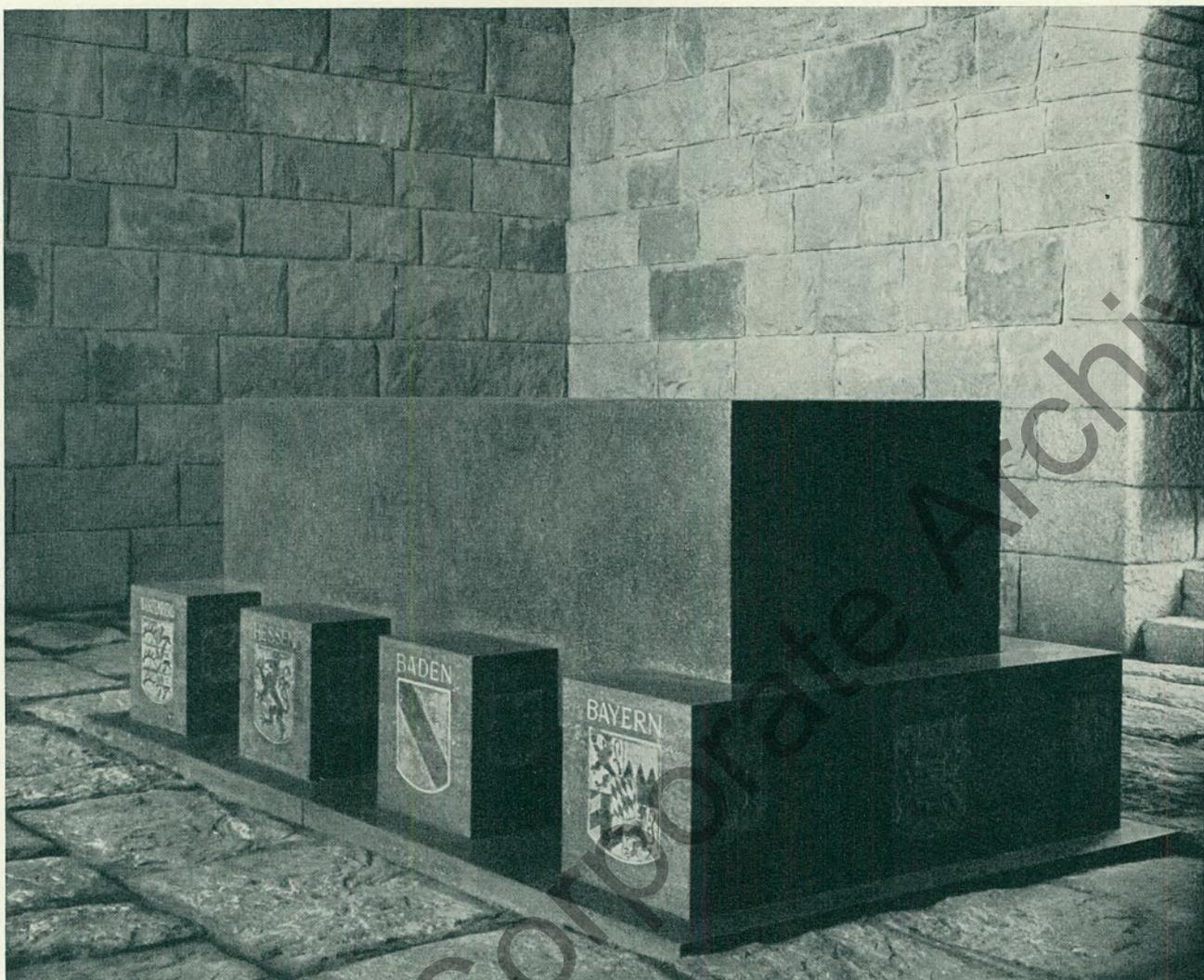
unserem Heldenmale in Bitolj näherten. Wir standen im Tal auf der Landstraße nach Ochrid. Wir sahen hinauf zur Höhe der Bergkuppe. Was wir daheim nur kannten aus kleinen Modellen und Plänen, dessen Werden wir miterlebten an Bildern und Berichten, das ragte nun dort oben auf, mächtig und wuchtig wie eine Burg.

In sengender Nachmittagssonne des Sommertages stiegen wir den verdorrten Hügel zu unserm Denkmal hinan. Diese Kahlsheit ohne Pflanzenschmuck paßt zu der Größe des Males. Wer den mazedonischen Frühling erlebt hat, der weiß, wie Hänge und Höhen sich schmücken in einem kurzen Rausch der Blumen und Farben, die aber bald der heiße Strahl der südlichen Sonne versengt. Gewaltig und mächtig wuchs vor unseren Augen die Ringmauer auf, der granitene Reif, der die Gebeine unserer Helden umschließt. Welche Mühen und Sorgen hat es bereitet, aus den Flußbetten und Steinbrüchen des Tales, vom Fuße des Peristeri die Blöcke herbei- und zur Höhe der Bergkuppe zu schaffen! Nun fügen sie sich zu felsiger Wand, ein schützender Wall bis zu sechs Meter Höhe und drei Meter Breite. Das Rund betonend, ragen die abdeckenden Blöcke wie ein Gesims über die Mauerwand hervor. Alle Fugen der Oberfläche sind mit Blei ausgegossen, um das Eindringen zerstörender Kräfte von Wasser und Schnee zu verhindern. Und auch in der Tiefe ist Sorge getragen gegen die Gewalten der Natur: erdbebensicher, nach menschlichem Ermessen, ist die Mauer gegründet auf gewachsenem Fels.

Wie ein riesiger Würfel ragt vor uns der Torbau auf, auch er aus Granit in schweren, roh behauenen Blöcken geschlossen gefügt. Zwei gewaltige Strebepfeiler fangen die schwere Ringmauer auf und vermitteln den Übergang zum Torbau. So verbinden sich Kreis und Würfel, diese einfachsten ewigen Baukörper, zu einem organischen Ganzen. Das ist der rechte Stein für Heldenmale aus deutschem Geist, dieser graugrüne Granit von grobem Korn, der jedes Ornament verschmährt. Nur eine einzige Öffnung bildet den Zugang zum Innern des Males. Sie liegt in der Mittelachse des granitenen Torbaues und ist wie alle Eingänge auf den vom Volksbund erbauten Gedenkstätten niedrig und eng gehalten. Wir öffnen die kupferbeschlagene Tür, die sich schwer wie das Tor einer Festung bewegt. Überrascht und überwältigt halten wir auf den hinabführenden Stufen an: ein hoher, kühler Raum, den ganzen Torbau ausfüllend, nimmt uns auf. Wir stehen in der Ehrenhalle. Von der Decke des Raumes, durch schmale Mauerschlitze erhellt, schimmert uns ein Goldmosaik entgegen, auf dem ein Adler königlich seine mächtigen Schwinge breitet. Wie schirmend schwebt er über einem Sarkophag, der den denkmalhaften Mittelpunkt der Ehrenhalle bildet, einem einzigen mächtigen Granitblock, auf dessen Sockeln die Wappen der deutschen Staaten eingemeißelt sind. So steht in einer großartigen Kontrastwirkung und in gegenseitiger Steigerung der Reichtum im Innern des Torbaus gegen die geschlossene abwehrende Form des Äußeren. Wieder ist es der Granit, der auch hier im Innern, bis zur Decke ansteigend in geschlossenen Wänden, dem Raum soldatische Würde und Weihe verleiht. Durch drei hohe, fast bis zur Decke geführte Torbogen flutet das Licht des mazedonischen Himmels in die Ehrenhalle hinein. Sie stellen die Verbindung zum Gräberrund her. Diese lichte Öffnung in ihrem ersten Dreiklang ist der zweite überraschende Kontrast zu der Geschlossenheit des Äußeren und dem niedrigen Eingang des Heldenmales. Es bleibt, soweit es Worte vermögen, noch der letzte, gewaltigste Eindruck zu schildern. Unter dem mittleren Torbogen halten wir an. Vor uns liegt des Gräberfeldes feierliches Rund. Dunkelgrüner, sich flach dem Boden anpassender Wacholder überzieht die ganze Fläche, deren Ruhe von keinem Kreuz unterbrochen wird. Das ganze Mal ist ja Grabzeichen für die, die hier gebettet sind. Nur eine bronzene Tafel, die in die steinerne Einfassung des riesigen Kameradengrabes eingelassen ist, kündigt: Hier ruhen deutsche



Die Totenburg deutscher Helden in Bitolj (Jugoslawien). Lichtbild: Volksbund-Archiv.
Blick aus der Ehrenhalle auf das Gräberfeld.



Lichtbild: Volksbund-Archiv.

Sarkophag aus einem riesigen Granitblock in der Ehrenhalle des Heldenmales in Bitolj.
Auf den Sockeln aus Blaubank-Muschelkalk sind die Wappen der deutschen Staaten eingemeißelt.

Soldaten. 1914—1918. Ein jeder aber, der Bitolj besucht, kann die letzte Ruhestätte seines Angehörigen, seines Freundes oder Kameraden finden. Im nahen Wärrterhaus gibt ein genauer Belegungsplan darüber Aufschluß. Dieser Gedanke hat den Volksbund bei Ausgestaltung der Gräberfläche geleitet: Über Jahrzehnte und Jahrhunderte gesehen, werden die Namen der einzelnen Krieger verklungen sein. Dann ist es nur wesentlich, zu wissen, daß die, die hier ruhen, Deutsche und daß sie Soldaten waren. So hat der Volksbund in diesem Mal das Überpersönliche, die Idee der Gemeinschaft und des Volkes, das gegen eine Welt von Feinden sich verteidigte, zum Ausdruck gebracht.

Mächtig umschließt die Mauer das Feld. Auf schmalen Umgang, der das Gräberrund umzieht, schreiten wir an ihr entlang. Über 2,50 Meter ist sie im Innern hoch. Absichtlich hat der Gestalter ihr diese Höhe gegeben. Wir wollen nicht, daß die Ruhestätte unserer Toten zum Aussichtspunkt herabgemüßigt wird. Der Mensch soll nicht hinuntersehen in die Stadt und in die Lande. In diesem Stück deutscher Heimat in fremder Erde soll er sich sammeln und nur der Toten und ihrer Laten gedenken. Wie eine gewaltige Kuppel wölbt sich der strahlende Himmel Mazedoniens über der Mauer, nur die höchsten Bergkuppen, ansteigend zum Peristeri, auf denen die Front entlanglief, halten über den Gräbern die Wacht. —

Langsam senkte sich der Abend auf das sommerlich durchglühete Land. Das strahlende Gestirn versank hinter den Ber-

gen, die Himmel verfärbten sich in Purpur und Violett. Tief-samtene Schatten stiegen aus den Tälern zu den Bergen hinauf und formten ihre Kuppen und Hänge zu plastischen Gebilden. Von den Höhen wehte der kühle Abendwind hinab in das Tal. Das war die feierliche, unvergeßliche Stunde, in der wir auf den wuchtigen Strebepfeilern in kupfernen Schalen die Feuer zur Ehre unserer Toten entzündeten, wie es immer geschehen soll an den Gedenk- und Feiertagen unseres Volkes. Die Flammenfahnen verbreiteten ihr zuckendes, gespenstisches Licht über das Gräberfeld und die granitene Mauer. Wie eine Vision erstand in uns das Bild der flammenden Front. — Dann gingen wir in tiefer Dunkelheit, erschüttert von der Größe dieses Erlebnisses, zur Stadt hinab.

Bewegten Herzens nahmen wir Abschied von unseren Toten. Was wir auf der Heimfahrt auch sahen, den Prespasee, den Dohridasee mit Dohrid und in der Ferne die albanischen Berge, unser Sinnen und Denken war erfüllt von dem Erlebnis, das uns diese Lage besichert hatten. Wieder rollte der Zug zwei Tage und zwei Nächte der Heimat zu. Nur wer in der Fremde war, kann den jubelnden Dank ermessen, mit dem wir sie grüßten. Für ihren Bestand hat unser Volk das gewaltigste Blutopfer der Weltgeschichte gebracht. Die Toten, die unsere Heimat wie ein heiliger Wall umgeben, verpflichten jeden Deutschen bis in fernste Geschlechter, immer wieder die Brücke der Treue und des Gedenkens zu schlagen zu den Stätten, wo sie in heldischer Gemeinschaft zur letzten Ruhe gebettet sind.



Sichtbild: Volksbund-Archiv.

Blick aus der Ehrenhalle auf den Ehrenhof des Ehrenmals Nazareth.

Langengitter aus Bronze.

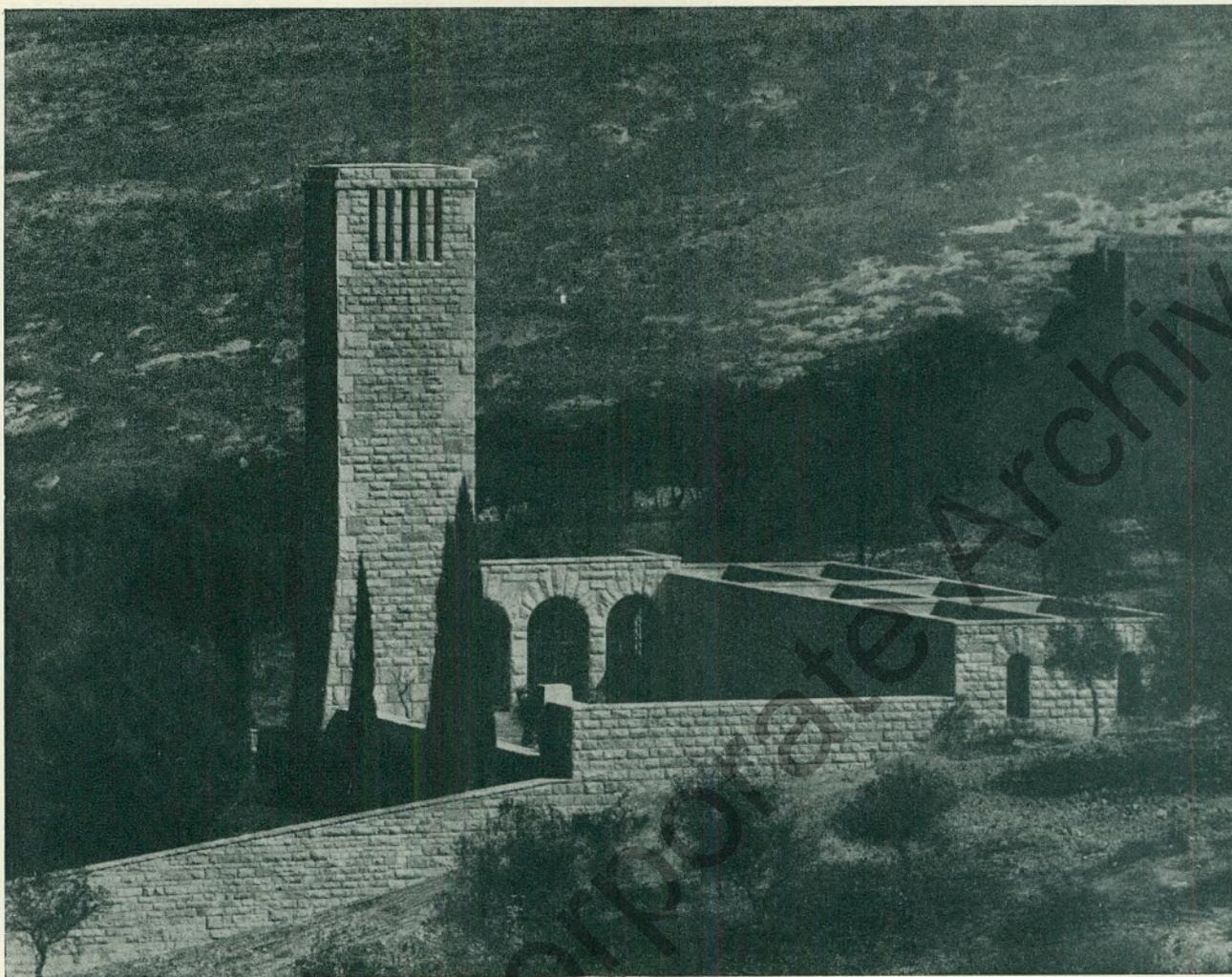
3. Das Ehrenmal Nazareth in Palästina.

Einen „Turm der Treue“ hat der Volksbund in Nazareth erbaut. Er ist das Wahrzeichen dieser Ehrenstätte, Wächter über den Gräbern der Gefallenen, die hier aus den Palästina- und Wüstenkämpfen zur letzten Ruhe versammelt sind; Denkmal ist er zugleich für alle, die in diesem Kampfgebiet ihr Leben ließen und im Wüstenand verschollen sind.

Als der Volksbund im Benehmen mit dem Auswärtigen Amt sich zum Bau einer Ehrenstätte in Nazareth entschloß, konnte er keinen besseren Platz wählen als den Friedhof der Barmherzigen Brüder, auf dem schon im Kriege manche unserer gefallenen Kameraden bestattet wurden. Die Eigentümer kamen dem Volksbund zu Hilfe, sie schenkten ihm mit Zustimmung der britischen Mandatsregierung das Gelände, das bergwärts unmittelbar an ihren Friedhof grenzt. Beide

Teile, Friedhof und deutsches Ehrenmal, wurden bei der Ausgestaltung zu einer baulichen Einheit verschmolzen. Unaufdringlich und doch bedeutsam durch die ragende Höhe fügt sich unsere Anlage in die gesamte Landschaft ein. Wie ein stummer Mahner ragt der „Turm der Treue“ aus dem Dunkelgrün der Kiefern auf. Unter sie mischen sich die ernstesten Säulen der Zypressen und die graugrünen Kronen der Olivenbäume, mit denen die Barmherzigen Brüder ihr ganzes Besitztum bepflanzt haben. Dieses viele Grün in der unmittelbaren Nachbarschaft unseres Ehrenmales erstreut uns und mutet uns heimatlich an.

Es ist das Wesen aller vom Volksbund entworfenen Bauten, daß sie sich als ein vollkommener Organismus darstellen. In drei Teile gliedert sich das Ehrenmal in Nazareth: Terrasse mit Ehrenhof, Ehrenhalle mit Turm und schließlich die



Lichtbild: Volksbund-Archiv.

Gesamtansicht des deutschen Ehrenmals Nazareth in Palästina.

mauerumsäumten Gräberfelder, die wir als Grabkammern bezeichnen möchten. Durch einen engen Torbogen, der von einem Kreuz bekrönt wird, steigt der Besucher aus dem Friedhof auf schmaler Treppe zur Terrasse hinan. Sie bildet den Ehrenhof und gewährt Platz für feierliche Versammlungen. Von hier aus umfaßt der Blick die nazarenische Landschaft und taucht, aus blendender Helligkeit Erquickung suchend, in das Dunkel des mit Kiefern und Zypressen bewachsenen Friedhofes der Barmherzigen Brüder. Die mit Steinplatten ausgelegte Fläche der Terrasse erhält ihren Abschluß durch die langhinziehende Mauer, hinter der die Grabkammern liegen, und an der einen Schmalseite durch Ehrenhalle und Turm. In rechteckiger Form, aus schweren Quadern des gelblichen nazarenischen Marmors gefügt, aus dem das ganze Ehrenmal gebaut ist, strebt er zwanzig Meter hoch zum Himmel. Die Geschlossenheit des Turmes lockert sich nur in der licht- und luftumflossenen Höhe, in der die schmalen Schallöcher für die eiserne Glocke angebracht sind.

Zwischen dem Turm und der langhinziehenden Mauer des Ehrenhofes gliedert sich die Ehrenhalle ein. In drei feierlichen Bogenstellungen öffnet sie sich zur Terrasse hin. Gitter aus edler Bronze, wie aus Lanzen zusammengesetzt, schließen sie ab und heben sie als besonderen Raum hervor. Ein gewaltiges Hochkreuz aus Holz, in das die Evangelistensymbole und ein biblischer Spruch eingeschnitten sind, und eine Steinplastik des heiligen Georg im Kampf mit dem Drachen sind an den Wänden der Ehrenhalle angebracht und leiten von der reinen Architektur zum Symbolisch-Figürlichen über. Alle hier ge-

nannten Werkstücke einschließlich der Gitter und ebenso auch die eiserne Glocke im Turm, die an Feiertagen des deutschen Volkes das Land mit ihrem tiefen Klang erfüllt, sind von deutschen Künstlern und Handwerksmeistern in der Heimat hergestellt.

Erfüllt von der Weihe der Ehrenhalle, betritt der Besucher den letzten Teil der Ehrenstätte, die mauerumsäumten Gräberfelder. Ein schmales Gittertor aus Bronze gewährt den Einlaß. In der Achse dieses Einganges, an der Rückwand der hinteren Reihe der Grabkammern, erscheint in einer Nische eine Jünglingsfigur aus Bronze mit dem Schwert in der Hand, der „Wächter von Nazareth“. Er ist der Hüter der sechs Grabkammern, die in langgestreckter Form in zwei Reihen angeordnet und durch Torbogen miteinander verbunden sind. So können wir sie in feierlicher Andacht durchschreiten, können Namen um Namen lesen, die in Bogenarkaden über den Gräbern auf marmornen Tafeln eingemeißelt sind. Auch diese Tafeln sind in Deutschland hergestellt worden. Durch schmale Torbogen sieht der Besucher hinaus in die Landschaft, aus deren Wesen dieses Ehrenmal geformt ist.

Unsere Bauten sind nicht nur Male für die Gefallenen, sondern auch Stätten der Sammlung und Erhebung für die Lebenden. Für unsere Auslandsdeutschen in Palästina ist Nazareth der Ort, an dem sie sich an Feiertagen unseres Volkes versammeln. So ist die Stätte der Toten hineingestellt in das Leben des deutschen Volkes. Nazareth ist zu einem Wallfahrtsort geworden, an dem die Deutschen Palästinas sich Kraft holen zur Bewahrung deutscher Art und deutschen Glaubens unter fremden Rassen und Völkern.

Öffnen- barung in deutscher Landschaft.

Eine
Sommerfahrt
von
Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht
für
„Das Werk“:
Ruth Hallensleben.
(11. Fortsetzung.)

Marienburg
Blick vom zweigeschossigen
Kreuzgang in den
inneren Hof.



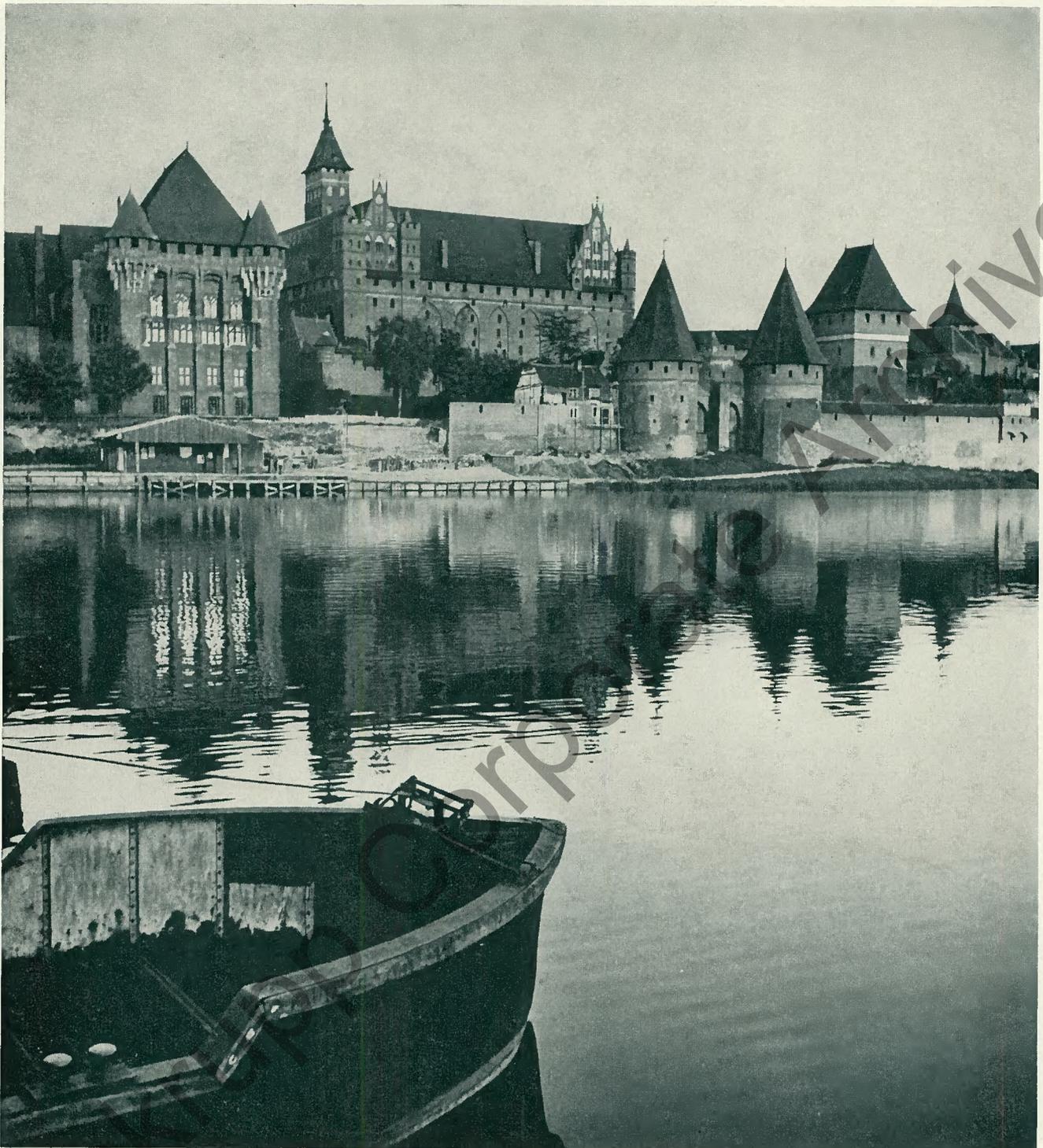
Wir fahren ins Ostland.

Die Marienburg.

Es geht auf den Hochsitz der Deutschritter zu, Marienburg, die sagenhafte, hohe, unsterbliche. In reiner Höhe und Macht erhebt sich vor dem ehrfürchtigen Blick der edelste Bau des deutschen gotischen Stils auf weltlichem Gebiet. Als im Mittelalter Jerusalem endgültig verloren war, sah sich der Deutschritterorden, ein Vorkämpfer des Christentums im Heiligen Land, nach einer anderen Aufgabe um. Nach einem Zwischenpiel in Venedig entstand aus der Notwendigkeit, die kultivierten Landschaften in Pommern und der Mark gegen die Heereszüge der noch heidnischen Preußen zu schützen, das große Kolonisationswerk des deutschen Ordens, in dessen Verlauf durch zwei Jahrhunderte das ganze Gebiet vom östlichen

Pommern bis nach Riga hinauf der Kultur unterworfen wurde.

Damals, als dies Wunder von einer Burg entstand, war im Osten schon lange ein moralisches Wunder erschienen von Opferbereitschaft, Entsagung, Besinnungsgröße, Reinheit, unverbrüchlichem Mut, geschichtlichem Weitblick und schöpferischer Kraft, das in Europa seinesgleichen nicht hat. Nicht deshalb bin ich von dieser Erscheinung gefesselt, weil sie deutsch war, sondern weil sie menschlich groß war, und weil ich für meine eigene Kleinheit und die Unbedeutendheit des Lebens, das ich führen muß, zum Trost und zur Aufrichtung große Beispiele brauche, die Überzeugung, daß das Leben trotz allem mächtig und bewunderungswürdig ist. „Brauchst du aber immer diese Aufschwünge im Dasein, denen doch nur wieder Abstürze folgen?“ Ach, die Welt geht im Wechsel von stillen



Blick über die Nogat auf Marienburg.

Mondnächten und brausenden Gewitterfolgen ihren Weg nach unabänderlichen Gesetzen. Aus den Tiefen steigen die dämonischen Bewegungskräfte herauf. Aus den Himmeln schweben die Segnungen der Schönheit nieder! Und was du darüber denkst und dagegen einzuwenden hast, darauf kommt wenig an. Wohl dem, dem im Sturm das Herz weit wird und vor dem Anblick der Größe die Seele mächtig. Immer wieder holt der Gott des Aufgangs und des Niedergangs seine Kinder zum Erleben heran. Das Feuer, an dem du deine Suppe kochst, mein Freund von der anderen Seite, ist daselbe, das aus den Vulkanen der Erde speit, und ohne das eine wäre das andere nicht.

406

Die Marienburg ist restauriert worden — nach allgemeinem Urtheil die getreueste und sauberste Wiederherstellung aus der Zeit des zweiten Wilhelm. Nach dem Zusammenbruch des Ordens hat sie eine Weile den polnischen Königen gedient; die haben sie pfleglich behandelt. Dann kamen die Preußen unter Friedrich dem Großen, die in der Burg Magazine anlegten, Gewölbe einrissen, Pferde unterstellten und allerlei schmerzlichen Unfug mit ihr trieben. Der Dichter Eichendorff erließ den ersten öffentlichen Aufruf für die Rettung und Wiederherstellung der Burg. Der König von Preußen gab ihm die beehrdliche Weihe. Seither ist die Burg zum östlichen Wahrzeichen des Deutschtums aufgestiegen, das nach der kirchlichen

X/22



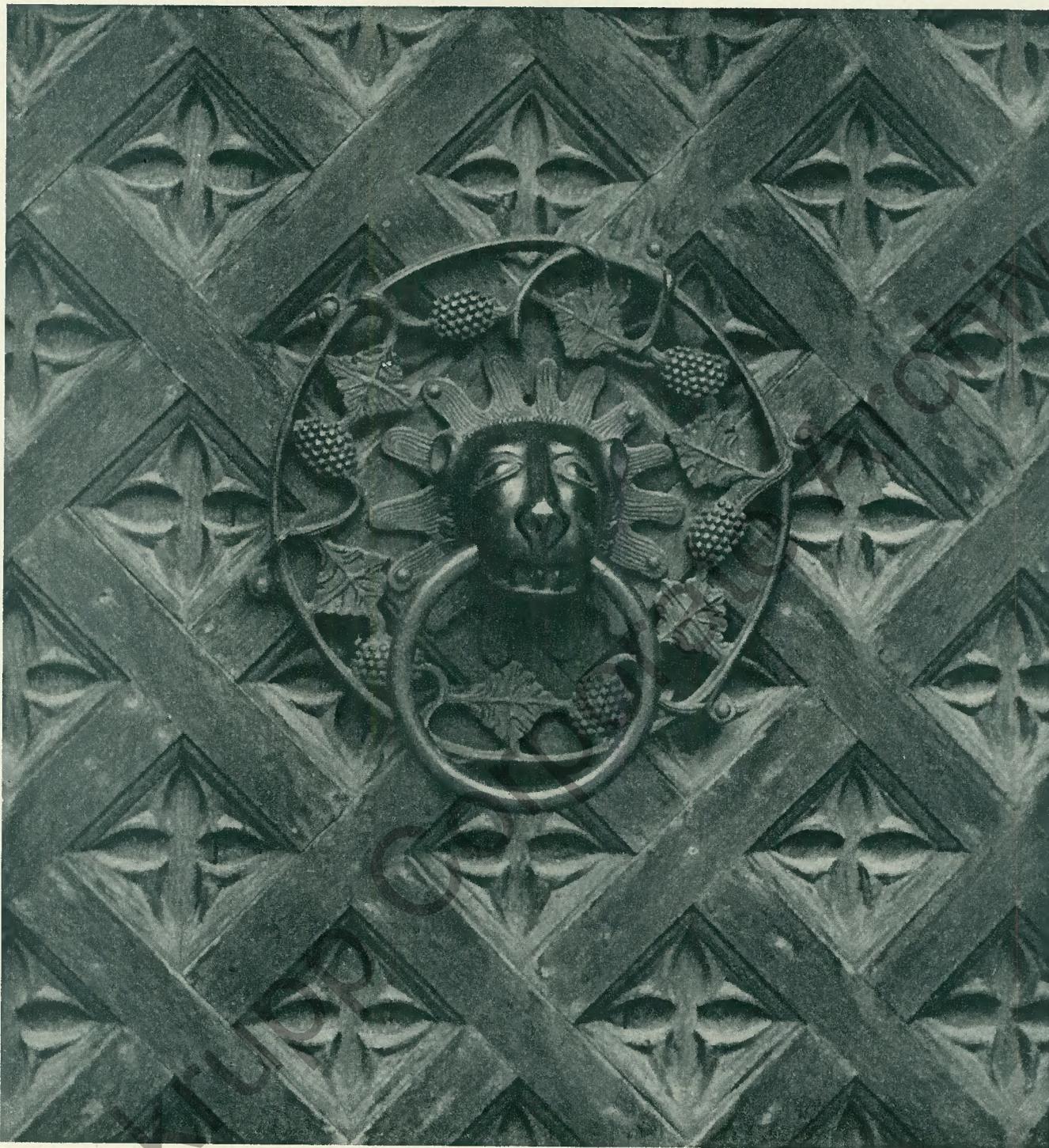
Die Marienburg von Osten.

Hochzeit in Südwestdeutschland hier seinen politischen Triumph im Mittelalter feierte. Was die Mönche dort taten, das verrichteten die Ordensritter hier. Dem Kloster Maulbronn wurde die Burg der Jungfrau Marie entgegengesetzt, womit die deutsche Kulturwelt ihr Gleichgewicht hatte. Heute ragt sie urtümlich aus einer flachen Zeit auf und mahnt zu dem einen, das not tut. Unaufhörlich wallt deutsches Volk nach diesem nördlichen Mekka, um zu schauen und zu fühlen. Durch den langen Torgang und über die Kettenbrücken geht es jeden Tag ein und aus von jung und alt, viel einfaches Volk, seltener ein Gebildeter, mehr Junge als Alte, Führungen der SA. und der SS., alle heiligen Zeiten einmal ein Ausländer.

X/23

Die Polen haben im Abstimmungskrieg nach dem Friedensschluß 1918 um die Burg gekämpft, aber sie nicht bekommen, gerade diesmal nicht. Vor der Burg steht als Erinnerung daran ein Denkmal. Außerlich ist sie bestimmt durch den schlank und wunderbar aufsteigenden Hochmeisterbau gegen die Rogat und gegenüber östlich durch die hohe Hallenkirche mit der riesigen Muttergottes in der Nische. Da steht sie, von italienischen Künstlern etwas flachgesichtig gefertigt, und schaut aus großen, alten Augen in ein Jahrzehnt, das sich neu und jung fühlt. Als ich das letztemal hier war, lag die unheimliche Windstille einer zu Ende gehenden Epoche auf dem Land. Es war dunkel über dem Reich und schwül, und ich prophezeite

407

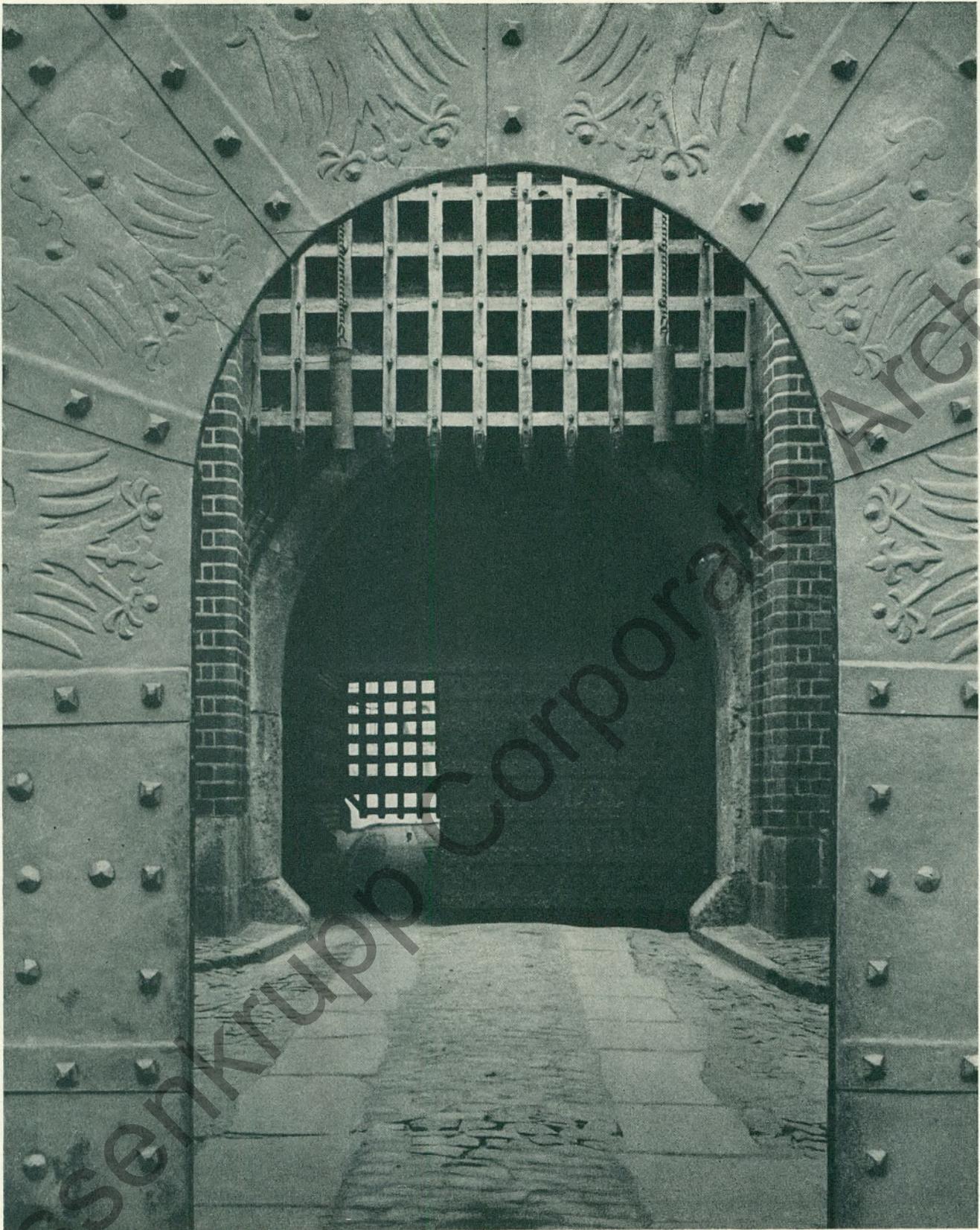


Schmiedeeiserner Klopfer am Portal der Marienburg.

ein Gewitter. Zwei Jahre später war es da. Jetzt stoßen Frühstürme um die Ecken der mächtigen Festungsrampen. Die SA-Leute, die hier herumgeführt werden und, den Blicken nach zu urteilen, nicht recht im Bild sind, glauben, es geht um eine politische Sache. Sie irren sich: es geht ums Ganze, um alles miteinander; diese Mauern und Wölbungen, Pfeiler, Bogenfenster, Gänge, Zinnen, Säle und Türme gehen sie mehr an, als sie zu glauben scheinen. Und wenn der eine oder der andere so etwas gehört hat davon, daß es jetzt darauf ankommt, für die Masse aus der Masse heraus zu gestalten, so ist der ebenfalls nicht richtig im Bild; es kommt darauf an, für das Volk aus einzelnen hochgestimmten Persönlichkeiten heraus zu gestalten. Diese Deutschritter waren Aristokraten

der Herkunft und dem Wesen nach. Die Baumeister und Künstler waren freigestellte Seelen und einzeln gesteigerte Geistnaturen, weit davon entfernt, schnell für bedürftige Massen Massenhaftes zusammenzuschlagen, sondern sie bauten aus dem Traum ihres Lebens in ihrer Zeit für das kultische und politische Bedürfnis der Ordensaufgabe das Originellste und Persönlichste, was sie hervorbringen konnten.

Seht diesen zweigeschossigen Kreuzgang rings um den ersten Hof, eine Zweckmäßigkeit für den Verkehr von einem Flügel des weitläufigen Schlosses zum anderen und der Räume untereinander, aber die Zweckmäßigkeit ist zu einer hohen künstlerischen Köstlichkeit geworden. Da ist nichts, was sich billig gibt. Das Schloß ist eine Festung ersten Ranges, die niemals



Das Hauptportal.

erobert wurde, trotzig von tiefen Gräben geschützt und von steilen, gewaltigen Mauern umwehrt. Aber innen drin ist alles Lieblichkeit, Wohllaut, Musik aus Stein, Poesie aus Lebensernst, Zartheit aus gesammelter Macht. Diese Säulenstellung können sie nicht müde werden zu wiederholen. Warum? Mauern mit Fenstern hätten es auch getan. Ach,

die Zweckmäßigkeit ist nicht unser höchstes Erlebnis. Nicht in der Sachlichkeit finden wir unsere tiefste Glückseligkeit. Technik ist für anspruchsvolle Zeiten nichts als Voraussetzung. Im Maßwerk eines gotischen Fensters kann eine größere Lebensenergie stecken als in einer ganzen stählernen Eisenbahnbrücke. Die letzte Zeit war nicht anspruchsvoll. Flach und

billig ist sie zu Ende gegangen; der Geist der Erde hat an ihren Untergang nicht viel gewandt. Mit der Technik fängt es nämlich erst an. Der Geist des Gerichts fragt: „Was hast du damit gemacht? Wie hast du sie veredelt, gestaltet, in Dienst gestellt bei einem höheren Gedanken? Wie hast du sie vermenschlicht und vergöttlicht?“ In der heldenmütigen Entfaltung liegt es, Entfaltung auf dem Schlachtfeld, in der stillen Beratung, im Planen und Vorausdenken, im Formen und Begrenzen, im Befen, Fassen, im unablässigen Denken und Vergleichen, im Durchstoßen und Platzgreifen wie im Halten und Befestigen, im Vorleuchten und Verklären, in der hochgestimmten Kunst, dem Allgemeinen den Zauber des Einzelnen und Einmaligen zu verleihen, den Zauber, welcher Masse allein zu Volk und Wesen macht — dies alles zusammen genommen aus hundert und tausend Seelen und wieder zurückgestrahlt ins Geheimnis des Einzelnen. Wieviel Ritter waren es denn, die in der Blütezeit hier befohlen? Fünfhundert? Oder zweihundert? Etwa sechzig im ganzen, und das ist von allen Wundern das wunderhafteste.

Die Zauber und die Ursage dieser Burg in Worten nachzugestalten, würde ein Buch fordern, und dann wäre es nur ein Buch. Ob ich vom Zierwerk an der Westseite des Hofes spreche, vom berühmten Sommerremter mit den stolzfrohen Fensterreihen und dem kunstreichen Gewölbe auf der einen Granitsäule, von der Kirche mit ihrer tiefen Gottesstimmung und den Büsserzellen in der Mauer, durch deren kleine Gitterfenster die fehlbaren Brüder der heiligen Handlung beizuhelfen durften, von den steinernen, kalten Schlassälen unter den niederen Gewölben mit den schmalen Spitzbogenfenstern, oder vom Festsaal, vom Refektorium, von den ziervoll durchbrochenen Strebepfeilern aus Granitfindlingen außen vor den Fenstern des Remters, vom holdselig entzückenden Einzelnen oder vom machtvoll imposanten Ganzen: überall und immer spreche ich von seelischer Fruchtbarkeit, von Hochstimmung des Daseins, vom Mehr-als-Mittelmäßigen, vom Überbürgerlichen, vom schöpferischen Künstlermenschen, ob er Politiker oder Dichter, Maler oder Priester oder Erzieher ist. Eine Zeit ist groß durch ihren Stil. Davon spreche ich. Wollt ihr aber bewußt nicht groß sein, wollt ihr abgerüstet, bürgerlich, sachlich und versichert sein, dann seid dazu auch noch gerecht und duldsam, wie es Leuten ohne Leidenschaft und Lebensüberdrang zusteht — ohne jenen Überdrang, der auch einen jungen Goethe, und noch den alten, so schön gemacht hat. Der erste Schritt, das sage ich euch Jungen am Scheideweg: Der erste Schritt in das schöpferische Land der Hochstimmung hinein führt euch aus der Unentschiedenheit heraus. Er ist die Entscheidung.

Die Augen voll Schönheit, das Herz voll Größegefühl, die Seele voll Glücksahnung und den Geist stark bewegt von schicksalhaftem Erkennen — so verlassen wir diesen einzigartigen Platz. Wir wissen, diese Zinnen und Türme werden noch lange in unseren Träumen weiterragen. In uns neu lebendig geworden sind geistgeschaffene Wölbungen, Pfeiler, Säulen, Kreuzgänge, Maßwerke, Bögen, das Strebende und das Tragende, das Dienende und das nur Schöne, das ergreifend Einzelstehende und die Folgen der beglückenden Wiederholungen. In unserem aufgeweckten und vertieften Gefühl tragen wir ruhmreiche Namen gottgefüllter Männer mit uns: Heinrich von Plauen, Hermann Balk.

Wir denken, reden und betrachten. Es ist ein großes und ernstes Glück, daß diese heilige Burg vor dem Verfall bewahrt worden ist. Aber ist es das letzte Wort der Nation, ein Museumsstück daraus zu machen? Der liebevolle Reiz des Klosters Maulbronn und seine hohe Weisheit besteht darin, daß man die jungen Generationen des Landes schauend und lernend in diesem schönen alten Sinn aufwachsen läßt, um sie auf die neuen Entfaltungen, ihre Entfaltungen ihrer Zeit, vorzubereiten. Die Marienburg müßte die neue nationale Bil-

dungsstätte des deutschen geistigen Nachwuchses werden. Nicht Museum, sondern weiterwirkendes Leben. Nicht Bildung, sondern fortschaffende Wirklichkeit. Hier müßte deutsche Auslese aufwachsen, um sich im Sinn der alten Ordensritter für die neue Aufgabe zu schulen — gerade hier im äußersten Osten, in der deutschen Gefahrenzone, Stirn an Stirn mit der slawischen Welt. Denn hier ist geschichtlicher Brennpunkt nach wie vor.

Dies ist übrigens fetter, reicher Marschenboden, auf dem berühmtes Mastvieh aufwächst, Rüben- und Weizenland. Nach den Deutschrittern haben in dieser Landschaft die Memniten noch einmal eine Rolle gespielt. — Wir fahren weiter Königsberg zu, immer tiefer in diesen geheimnisvollen Ostraum hinein. Ich liebe ihn, diesen Ostraum, wegen seiner Tiefe, wegen seiner physikalischen, moralischen und geschichtlichen Atmosphäre. Ich liebe ihn wegen seiner großen sichtbaren und unsichtbaren Erscheinungen, wegen seiner machtvollen Probleme, wegen seiner Bewegungsmöglichkeiten und seiner stummen, gewaltigen Versprechen auf Entfaltung. Wenn der blaue Himmel über dieser erregenden Ebene steht und der Horizont sich unabsehbar umher ins Ungefähr verliert, bist du so einsam, wie es eine menschliche Seele sein kann. Wenn der Himmel sich zuzieht wie gerade jetzt und der Regen dich nebelnd und grau webend einspinnt, bist du allein und absolut verlassen. Immer bist du auf dich selber zurückgewiesen. Immer kommt es für dich auf dich allein an. Hier ist alles eben, weit, grenzenlos, nicht einmal einen eigentlichen Horizont gibt es, keinen letzten Anhalt, kein bergendes Tal, keine Höhe, von der du selbstherrlich herabtrösten kannst, ohne sie selber gemacht zu haben, wenig Städte, sehr spärlich Dörfer, einsamliegende Höfe, weitverstreute Güter, Felder, Weiden, die hier Koppeln heißen, so groß wie ganze Gemeindebesitze im Süden, Roggenschläge und Weizenfelder von einer Ausdehnung, daß ich auf der Uhr fünf Minuten feststellen kann, bis wir nur durch einen Schlag hindurch sind, bei achtzig Kilometer Geschwindigkeit. Jeder Mensch steht hier als ausgefetzte Vertikale auf einer unermesslichen Horizontale.

Ostpreußen ist auch das Land der Vorsicht. Ein schlechter Ostpreuße, der sich übereilt. Etwas Zögerndes, Wachsameres ist in jedem Ostpreußen. Der Ostpreuße glaubt an Gott, aber wenig an Menschen. Es ist besser, dreimal durch Mißtrauen etwas zu verscherzen, als durch voreiliges Vertrauen einmal etwas zu verlieren. Was man hat, das hat man schwer erarbeitet und kennt es. Von dem, was man bekommen soll, weiß man immer noch nicht, ob es gut ist und zum Guten dient. Ein wenig von der Stimmung des nachbarlichen Sprichwortes: „Rußland ist groß und der Zar weit!“ lebt auch im Ostpreußen. Boden und Klima sind für ihn übergewaltige und unzuverlässige Mächte, mit denen er viel körperlicher zu ringen hat als der Süddeutsche. Seine Winter sind schwerer und länger; vor Mitte Mai kann er nicht an seinen Garten heran. Seine Sommer sind plötzlich, rasch und heiß; er muß in fünf Monaten leisten, was der westfälische Bauer in sieben bis acht machen kann. Wenn er aufblickt, so sieht er nicht fröhliche Hügelzüge und zur Heiterkeit stimmende Berge, sondern die Endlosigkeit der Ebene, einen Horizont, der sich um so weiter ins Unbestimmte zurückzieht, je schärfer deine Augen sind, einsamliegende Dörfer mit niederen, strohgedeckten, weißen Häusern, abgeschlossene Höfe, Koppeln mit still weidendem schwarzgelecktem Vieh, Pferde, ab und zu einen schreitenden Storch — und einen Himmel, der keine Grenzen hat. Tag und Nacht hört er die unendliche Stille, die er selbst am wenigsten stört. Auch der Sturm, der von der See her über seine Felder, Koppeln und Dörfer braust, hat keine Nachricht für ihn. Sein Mond steigt toteneinsam und schauerlich aus dem Abgrund des Nichts herauf. Seine Sonne ertrinkt im unsichtbaren Meer der Wesenlosigkeit.



Trakehner Hengst.

Ostpreußen ist das Land der Pferde. Diese schönen, frommen, geduldigen Tiere sieht man in ganzen Gestüten auf den Koppeln weiden, jedes Muttertier mit einem Füllen. Im Zeitalter der Automobile wirkt eine solche Landschaft vorzeitlich. Immer stiller und tiefer wird das Land. Ab und zu wirft eine Stute den Kopf hoch und äugt nach uns, während

das Junge breitbeinig unter ihr steht und saugt. Hier und da segt eine ganze Herde über die weite Koppel hin. Junge Tiere bocken mutwillig und feuern aus, daß man es fast sausen hört. Und dann stehen wieder zwanzig, dreißig Tiere unbeweglich schauend und horchend und lassen den leisen Regen über sich niedergehen.



Auf der Koppel.

In Frauenburg erwartet uns eine Überraschung. Schon von weitem sieht man da einen mächtigen Dom aus dem flachen Land aufwachsen. Durch Tor und Turm fahren wir in ein altes Städtchen ein, um dann vor dem größten Kirchenbau Ostpreußens zu halten, diesmal nicht ein Ordensbau, sondern ein Bischofsbau. Der Dom ist befestigt. Besonders schön das Portal. Sein vornehmster Inhalt ist das Grab des Kopernikus, mit seinem eigentlichen Namen Kopernik. Der Dom steht auf einem grasbewachsenen, seltsam verlassenen wirkenden großen Platz, alles ein wenig fremd und ein wenig traurig und

in seiner ausgelebten Größe unheimlich berührend. Gegenüber der Turm mit der Wohnung des Kopernikus. Wir steigen hinauf. Ein einfaches Zimmer mit erstaunlich simplem Meßgerät, ein hölzerner Rahmen mit verschiebbaren Latten; das war alles. Damit machte er die größten Feststellungen seiner Zeit. Domherr war er auch. Erschütternd ist dieser hochschwebende, leichte Raum gegenüber dem wuchtigen Domgiebel, und mit dem weiten, bestürzenden Blick über Ebene und Frisches Haff. Unfassbar das Wesen des Genies und sein gewesenes Wirken. Man wird still und stürzt in sich hinab.



Frauenburg.

Blick vom Fischerhafen auf den Dom.

Hier ist alles geisterhaft. Schweigend und versunken steigen wir die enge, steile Treppe durch die hallenden Böden hinunter. Wortlos betroffen nehmen wir wieder im Auto Platz. Ein letzter Blick hinauf zum Turmzimmer und dann zum ragenden Giebelfeld des Domes. Leise weint der Regen. War nicht dieser Kopernikus einer der großen, einsam kämpfenden

Menschen? Vielleicht wußte nicht einer der anderen Domherren, mit denen er sang, litaneite, fastete und tafelte, was er im tiefsten Herzen dachte und träumte. Der Blick geht zu Galilei. Er geht weiter nach der ganzen heiligen Reihe der großen Kämpfer. Hier eröffnet ein Fenster den Blick in hundert Welten.

(Fortsetzung folgt.)

Energie aus Atomen?

Jedes Gramm Substanz enthält eine „Atomenergie“ von 30 Millionen Kilowattstunden. —
Die neuesten Fortschritte der Atomzertrümmerung.

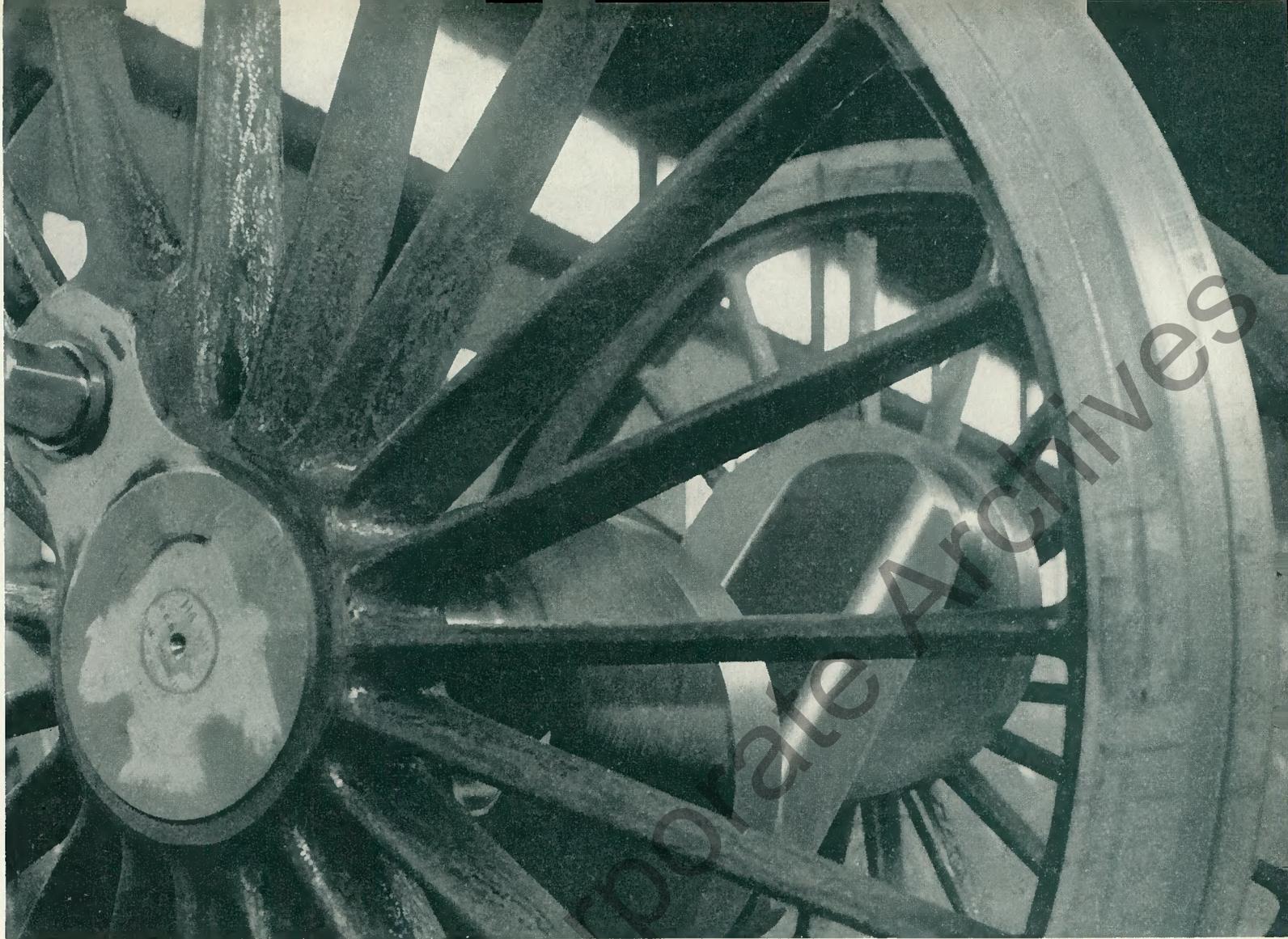
Von Dr. Heinz Wolfereck.

Bei den heute in allen Kulturländern mit größtem Eifer betriebenen Atomexperimenten handelt es sich um Arbeiten, deren Bedeutung unter Umständen schon in absehbarer Zeit gewaltiger werden könnte als die Gesamtheit aller bisherigen Erfindungen und Entdeckungen zusammengenommen. Wir müssen uns nämlich darüber klar sein, daß alle die riesigen Kraftwerke der Erde, alle Dampfmaschinen und Motoren jeder Art eigentlich nur ein höchst kümmerliches „Behelfsmittel“ darstellen, deren scheinbar so riesige Leistungen zu einem Nichts zusammenschrumpfen, wenn man sie mit den unvorstellbar großen Kräften vergleicht, die wir in den Atomen aller Stoffe vor uns haben. Mit einem kleinen Stückchen Kohle könnte man die „Bremen“ über den Ozean und zurück fahren lassen, wenn man die Kohle nicht verbrennen, sondern ihre atomare Energie ausnützen würde. Die moderne Physik sagt uns, daß die gesamte Energie eines jeden Gramms einer beliebigen Substanz etwa zehn hoch dreizehn Meterkilogramm beträgt. Wenn wir diese Angabe in „normale Sprache“ übersetzen, so ergibt sich die geradezu phantastische Feststellung, daß in einem Gramm Holz, Sand, Kohle oder sonst irgendeiner Substanz ein Energiequantum von weit mehr als 30 Millionen Kilowattstunden enthalten ist! In dieser völlig unvorstellbaren Ziffer ist allerdings die gesamte überhaupt verfügbare Energie der Atome enthalten, die wohl niemals auch nur zu einem wesentlichen Prozentsatz ausgenutzt werden kann. Wir können viel bescheidener werden und unserer Betrachtung nur die tatsächlich auftretenden und meßbaren Kräfte zugrunde legen, die etwa bei den atomaren Umsetzungen des Radiums beobachtet werden. In diesem Fall sieht die Sache folgendermaßen aus: Ein Gramm Radium liefert in der Zeit, während der dieses Gramm auf die Hälfte zerfallen ist, die ungeheure Energie von rund zwei Millionen Wärmeeinheiten. Zum Vergleich wollen wir erwähnen, daß die gewaltigste Energieäußerung, von der wir heute technisch Gebrauch machen könnten, die Verbrennung von Wasserstoff, nur einen ganz winzigen Bruchteil jener zwei Millionen Kalorien liefert: nicht ganz 35 Wärmeeinheiten für ein Gramm Wasserstoff. Noch ein letztes Beispiel für die unfassbar große Energie der atomaren Vorgänge: Wenn man die gesamte Sonnenstrahlung nur auf radioaktive Energie zurückführen wollte, dann würde es genügen, für je 1000 Kilogramm Sonnenmasse die winzige Menge von anderthalb Gramm Radium anzunehmen — damit wäre die gesamte Energieabgabe der Sonne glatt zu decken. Übrigens haben wir allen Grund zu der Annahme, daß die Sonnenenergie tatsächlich zum großen Teil auf atomaren Vorgängen beruht; wahrscheinlich handelt es sich um Umwandlungsprozesse von Protonen und Elektronen, die sich in Strahlung auflösen.

Wenn es heute einem Menschen gelänge, die atomare Energie auch nur zu einem kleinen Teil technisch nutzbar zu machen, dann wären alle unsere heutigen technischen Begriffe erledigt, unsere Motoren und Maschinen würden zum alten Eisen geworfen, und eine ganz neue Menschheits Epoche würde anbrechen, weil dann die Lösung der gigantischsten technischen Aufgaben eine Kinderei sein würde. Wir könnten die gesamte Erde in fruchtbare Kulturlandschaft umwandeln, wir könnten den „Atommotor“ in Raketen einbauen und den so lange vergeblich versuchten Vorstoß in den Weltenraum sicherlich mit Erfolg durchführen ... jeder Wunsch der Techniker

wäre leicht zu erfüllen, und nicht einmal die Phantasie eines Jules Verne würde genügen, um sich die ungeheuren Folgen auszumalen, die eine derartige Entdeckung haben würde. Bis vor kurzem hat man nun allerdings angenommen, daß bis zur Erreichung derartiger Ziele wohl noch unabsehbare Zeiträume verstreichen würden; heute liegen die Dinge auf diesem Gebiete aber schon so, daß die praktische Nutzbarmachung der Atomenergie bereits durchaus im Bereich des Möglichen liegt. Bei den letzten Versuchen der deutschen und englischen Physiker sowie des Italieners Professor Fermi hat sich herausgestellt, daß an sich die bei diesen Experimenten gewonnene Energie erheblich größer ist als die zur Durchführung der Versuche angewandten Energiemengen; rechnerisch ist die Energiegewinnung aus Atomen also bereits gelungen. Daß von einer praktischen Lösung der ungeheuren Aufgabe noch keine Rede sein kann, liegt an den großen Schwierigkeiten, die sich infolge der Unmöglichkeit des „Zielens“ bei der Beschießung von Atomen ergeben. Die meisten „Schüsse“ gehen nämlich an den winzigen Atomkernen vorbei, und von 10 Millionen Schüssen trifft nur einer — lediglich aus diesem Grunde ist die wirklich frei werdende Energie vorläufig noch so geringfügig, daß sie praktisch bedeutungslos ist. Die allerletzten Ergebnisse auf diesem Gebiet haben aber gezeigt, daß man durch Verbesserung der Experimentiermethoden, durch Anwendung von Neutronen usw. eine viel größere Zahl von Atomkernen treffen und zertrümmern kann, als dies früher für möglich gehalten wurde. Außerdem hat sich in letzter Zeit noch ein zweiter Weg ergeben, der vielleicht noch eher als die eigentliche Atomzertrümmerung zum „Atommotor“ führen kann: die zweite Methode besteht im künstlichen Aufbau schwererer Atome aus leichten.

Prinzipiell liegen die Dinge bei der Gewinnung von atomarer Energie genau so wie bei der Kraftgewinnung aus Kohle, Holz usw. Wenn wir diese Stoffe verbrennen, dann nützen wir in erster Linie die „gespeicherte“ Sonnenenergie aus, die früher einmal die Bildung der Kohle oder des Holzes bewirkte. Die Atome aller Stoffe, die wir heute auf der Erde vor uns haben, sind nun im Laufe vieler Billionen Jahre unter Bindung ungeheurer Energiemengen entstanden, als sich im Laufe unvorstellbar langer Zeiträume aus kosmischen Nebelwolken schließlich — bei immer größerer Konzentration der Materie — unser Heimatplanet bildete. Man kann also die ganze Erde gewissermaßen als eine „atomare Kohlengrube“ mit einem ungeheuren Energiegehalt auffassen — und jetzt ist es leicht verständlich, daß wir wahrhaft erstaunliche Resultate erzielen müssen, wenn es gelingen sollte, einen Teil dieser in Billionen Jahren aufgespeicherten Energie auf einmal in Freiheit zu setzen. Noch stehen wir auf diesem Gebiete ganz im Anfang, noch weiß niemand, auf welchem Wege die technische Gewinnung der Atomenergie schließlich gelingen wird — aber daß sie eines Tages gelingt, daran ist eigentlich kaum zu zweifeln. In allen Ländern der Erde wird in zahlreichen Laboratorien fieberhaft an der Lösung dieses weitaus größten wissenschaftlich-technischen Problems gearbeitet, das dem Menschen des 20. Jahrhunderts gestellt ist. Vielleicht erleben wir diese Lösung noch, vielleicht gelingt sie erst unseren Enkeln — warten wir es ab, und halten wir uns immerhin auf einige Überraschungen gefaßt, die sich auf diesem Gebiete vielleicht schon in naher Zukunft ergeben und das Bild unserer Wirtschaft und Technik mit einem Schläge entscheidend umgestalten können.



Sichtbild: Amsitt.

Treibradsatz einer neuen Schnellzuglokomotive.
 Hersteller: Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

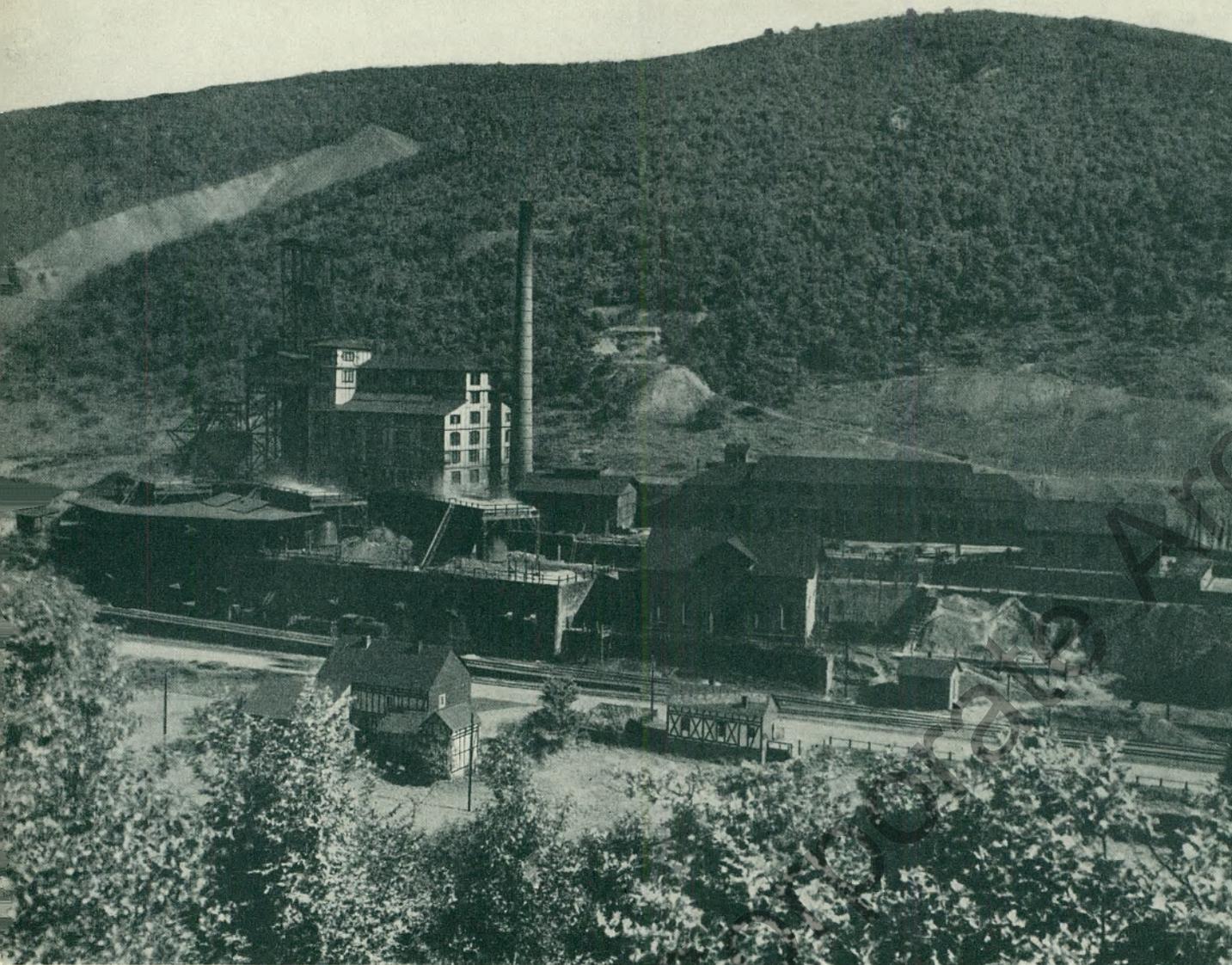
Neue Werkstoffe — neue Formen — verändertes Weltbild.

Eine Betrachtung von Adalbert Forstreuter.

So schnell ist die Entwicklung der Technik gelaufen, daß unser Weltbild sich in den letzten fünfzig Jahren schneller verändert hat, als in den vorhergehenden Jahrtausenden. Versuchen wir einmal unser Bewußtsein von der Umwelt Schritt um Schritt, das heißt: Zeitstufe um Zeitstufe, zurückzuverlegen! Verschwinden Kraftwagen und Elektrizität, so sind nicht nur all unsere Bewegungen verlangsamt und die meisten Handgriffe des Tages verwickelter geworden, sondern auch unser Denken und unser Fühlen von jetzt käme uns anders vor. Statt mit der Eisenbahn zu fahren, setzen wir uns in eine Biedermeierkalefche, statt der Gaslampen und Glühbirnen zünden wir die Talgkerzen oder die Ölfunzel an. Da schrumpft der Raum um uns immer mehr zusammen, die Reichweite unseres Auges erscheint uns verkürzt, und die Beziehung von Mensch zu Mensch ist auf einmal auf kleinere Zahlen und längere Dauer eingeschmolzen. Lassen wir Autobahnen sich in Landstraßen von einst verwandeln, richten wir tausend Zollschranken auf, geben wir den Soldaten alte Musketen in die Hände, benutzen wir hölzerne Töfel und zinnerne Teller, mahlen wir unser Getreide auf alten Schrotmühlen und kleiden wir uns in Leinenröcke oder Jacken aus Schafspelzen: da sind wir beinahe patriarchalischen Zuständen nahe ge-

kommen. Nehmen wir Pulver und Papier aus unserm Bewußtsein, und schon glauben wir zu einer einzigen Sippe zusammenzuschmelzen, die sich um eine bäuerliche Herdstelle versammelt hat. Fahren wir jetzt so fort, bis wir in die Steinzeit gelangt sind, dann ist unser ganzes Daseinsgefühl um zwei Werkstoffe lebendig, um Holz und Stein, und statt vieler sich umkreisender Gedankenwelten ist ein enges, aber starkes Triebleben in unserm Innern zu Hause.

Man versuche nun aber den umgekehrten Weg zu gehen. Da wird unsere Kulturgeschichte wie ein ewiger Jahresanstieg. Immer größer werden die Kreise unseres Lebensgefühls, immer heller wird das Bewußtsein. Und jeder gewesene Zustand ist an Kraft der Erfindung, an der Summe neuer Möglichkeiten ebenso groß wie der nachfolgende. Dann ist uns auf einmal klar geworden, daß wir der Natur niemals ganz nahe gewesen sind, daß unser „Geist“ immer zwischen den Elementen da draußen und der Seele hier drinnen stand. Dann werden wir auf einmal einsehen lernen, daß unsere Sehnsucht „Zurück zur Natur!“ unabhängig ist von allen Fortschritten und Entwicklungsepochen, und daß wir stets frohere Wesen gewesen sind, wenn wir das Gegenwärtige mit dem Vergangenen und dem Zukünftigen in ein ordentliches Verhältnis gebracht haben.



Siegerländer Erzgrube
der Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke.

Als wir statt des Steines die Bronze hatten, schauten wir schon nach dem Eisen aus. Als wir aus Lonschalen tranken, ahnten wir schon den Zinnbecher. Als wir die Schleuder handhabten, spürten unsere Nerven schon den Bewegungsgrad gespannter Kräfte. Da wir Runen schnitzten, raschelte im geheimsten Ohre schon das Pergament. Immer langten wir vom beherrschten primitiven Werkzeug zum verbesserten, das wir anfänglich als „künstlich“ ansprachen und an dem wir uns dann lange, lange versuchten. Oft war Not der Antrieb, oft warf uns der Einfall Jahrhunderte voraus. Unsere germanischen Vorfahren hatten gelernt, Fette und Asche gehörig zu mischen, die Römer holten sich von ihnen die Kunst der Seifenbereitung. Wer die Fenster aus geöltem Papier erfunden hat, ist nicht mit Namen bekannt. Aber Nordleute sind es gewesen, weil der Schuß vor Kälte, verbunden mit dem Bedürfnis nach Licht, zu dieser Erfindung hindrängte. Glas ist uralte, beinahe so alt wie die menschliche Kultur überhaupt. Aber zu Fensterscheiben wurde es viel später verwendet. Vielleicht ist es aus Norditalien im 8. oder 9. Jahrhundert in der Form von Scheiben nach Deutschland gekommen. Hier ist es im 9. Jahrhundert in Domen verwendet worden. Man denke einmal nach, wie sich unser Seelenleben wandelte, als unser Auge statt durch öliges Papier durch klare Scheiben sah. Ganz wörtlich hat sich in diesem Falle das Welt„bild“ geändert. Wir erinnern nur an eins. Das Draußen war jetzt kein bloßes Draußen mehr. Es verband sich jetzt mit dem „Innensein“ zu

etwas Einheitlichem. Das ist nur eines von den Beispielen, die wir anführen könnten. Abschließend gesagt: Wir sind niemals ärmer geworden daran, daß wir das anscheinend „Künstliche“ suchten, um das „Natürliche“ zu ersetzen. Nein, stets sind wir reicher geworden. Als wir zum Beispiel Metall und Beton zu den älteren Baustoffen Holz und Stein hinzunahmen, entstanden ganz neue Bauformen.

Mit diesen Gedanken stellen wir uns einmal mitten in die neueste Zeit. Verbinden wir ruhig die Mitte unseres Denkens mit unserm Lebensgefühl, das wir heute aus der erhöhten Bedeutung der Gemeinschaft gewonnen haben, und fügen den Gesamteinhalt „Deutsche Wirtschaft“ hinzu mit ihrem gewaltigen Umfang von heute, ihren Selbständigkeiten und Abhängigkeiten, ihrer Beziehung zum Volk und in ihrer Bedeutung für den einzelnen. Bedarf, Ernährung, Arbeit, Wünsche und ihre Befriedigung, alles zusammen hat uns gegen die Zeiten vor etwa 4000 Jahren so verändert, daß wir uns in jenen anderen Lebensumständen überhaupt nicht wiedererkennen würden. Jetzt nehmen wir folgende vier „Rohstoffe“ heraus: Kunststickstoff, Treiböl, künstlichen Kautschuk und den „künstlichen“ Faserstoff. Wir könnten es gar nicht ausdenken, wie verändert unser Wirtschafts- und Weltbild wäre. Wir würden womöglich uns gar nicht mehr in Deutschland wähen. Da holten wir den Dünger aus Chile, soweit wir nicht geringe Mengen durch Gründüngung oder bestimmte Fruchtfolgen einsparten. Treibstoffe lieferten die Dländer (Rumänien,



Lichtbild: Karlofska.

Beche „Minister Stein“
der Selsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft (Vereinigte Stahlwerke AG.).

Amerika, Rußland), Kautschuk kam aus fremden und eigenen Kolonien, Faserstoff mußte die Natur hergeben, zum größten Teil die Natur fremder Länder. Dafür hätten wir nicht die Riesenfabriken und die großartigen Laboratorien.

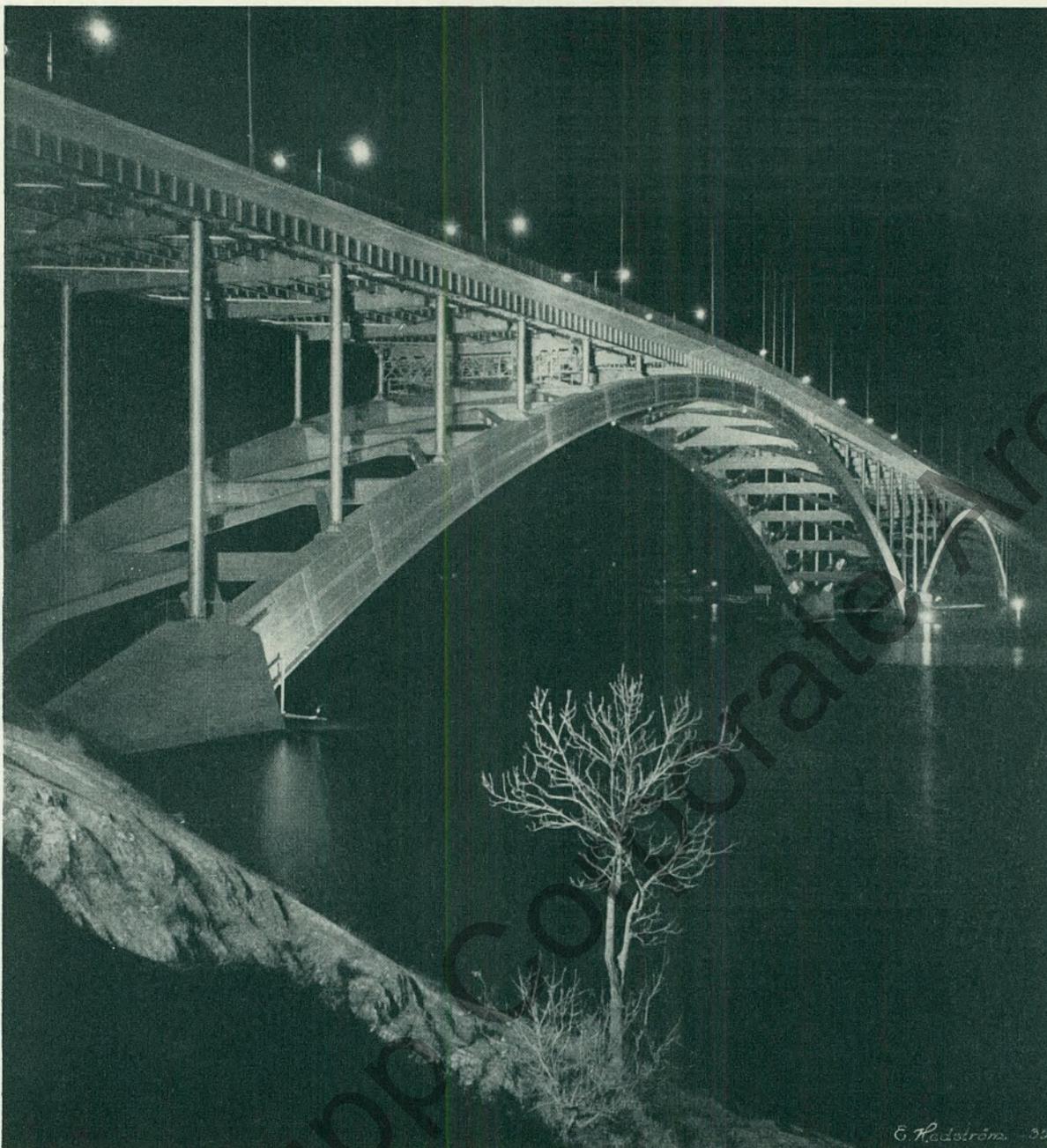
Die Veränderung würde noch anschaulicher, wenn wir bis zu dem für die Chemie der Zellulose bedeutsamen Jahr 1845 zurückgegangen wären, als der Deutsche Chr. Friedrich Schönbein die Entdeckung machte, daß die Zellulose unerhörte Eigenschaften bekommt, wenn man sie mit verschiedenen Säuren behandelt; besser noch ein Jahrzehnt weiter zurück, als die Arbeiten des Chemikers Runge die Grundlage für die heutige Leerfarbenindustrie, die „künstlichen“ Farbstoffe, Heilmittel und Schweröle abgaben.

Und nun den Blick in die heutige Zeit, in den unerhörtesten Auftrieb im Beginn des Vierjahresplanes! Was sind aus diesen Anfängen für riesige Industrien entstanden! Einzelne Werkstoffe, vom Menscheng Geist erfunden, werden Fundamente für beinahe noch größere Verarbeitungsindustrien. Erfinder und Werkstätiger wachsen zu Arbeits- und Lebensgemeinschaften zusammen. Unser Denken nimmt weiteren Flug. Das tägliche Leben füllt sich mit neuen Formen, und die neuen Formen verändern unser Weltbild. Das „Rohprodukt“ Leer gewinnen wir in beliebigen Mengen aus der Kohle. Den Zellstoff aber liefert vorerst noch das Naturprodukt Zellulose in verschiedenen Arten. Schon jetzt spüren wir: Unser Geist hat das Heft in die Hand genommen. Das

„Künstliche“ beherrscht das, was die Natur liefert. Auf einmal ist das tiefste Verhältnis von Natur als Lebensraum und der diesen Raum erfüllenden Menschengemeinschaft umgekehrt. Nicht der Raum mit seiner Bodenfläche, seinen natürlichen Lebensbedingungen (als Klima, Wetter, Fruchtbarkeit, Fruchtarten und Tierbestand) bestimmt unser Zurechtfinden und Auskommen, also unser primitivstes Schicksal, sondern wir geben dem Raum ganz neue Bedeutung, werten ihn um, prägen seine Beziehung zu uns aktiv von uns her. Und das geht stufenweise in verschiedenen Beschleunigungen — bis wir merken: durch diese neuen Beziehungen zum Raume als Umwelt stehen auch wir Einzelnen in einem ganz neuen Verhältnis.

Diesen Gedanken darf man nicht spielerisch fassen. Ganz ernst muß man von Einzelfall zu Einzelfall für sich vorgehen und zu Ende denken.

Voraussetzung war ein neues Hineingehen in die Naturzusammenhänge. Wir mußten den Bau der Rohstoffe von innen her schauen, mußten zu festen „wissenschaftlichen“ Erkenntnisse und Ordnungen kommen, um, einmal geschaut, auch von Anfang an, vom „Element“ oder Molekül oder meinetwegen auch vom Elektron her aufbauen zu können. Das gelang uns beim Leumastickstoff, das gelang uns auch bei der Verflüssigung der Kohle. Doch wie wir beim Benzin nicht direkt vom Grundstoff (Element, Molekül oder Elektron) ausgehen konnten, sondern von der Braunkohle, die die Lager in der Erde hergaben, so ist es uns auch vorläufig noch nicht ver-



Mälarsee-
brücke.

Erbaut 1932/33
von der
Dortmunder Union-
Brückenbau AG.
(Vereinigte
Stahlwerke AG.)
in Arbeitsgemein-
schaft.

Gesamtgewicht
der
Stahlkonstruktion
6860 t, davon
3500 t Union-
Baustahl.

Sichtbild: Hedström.

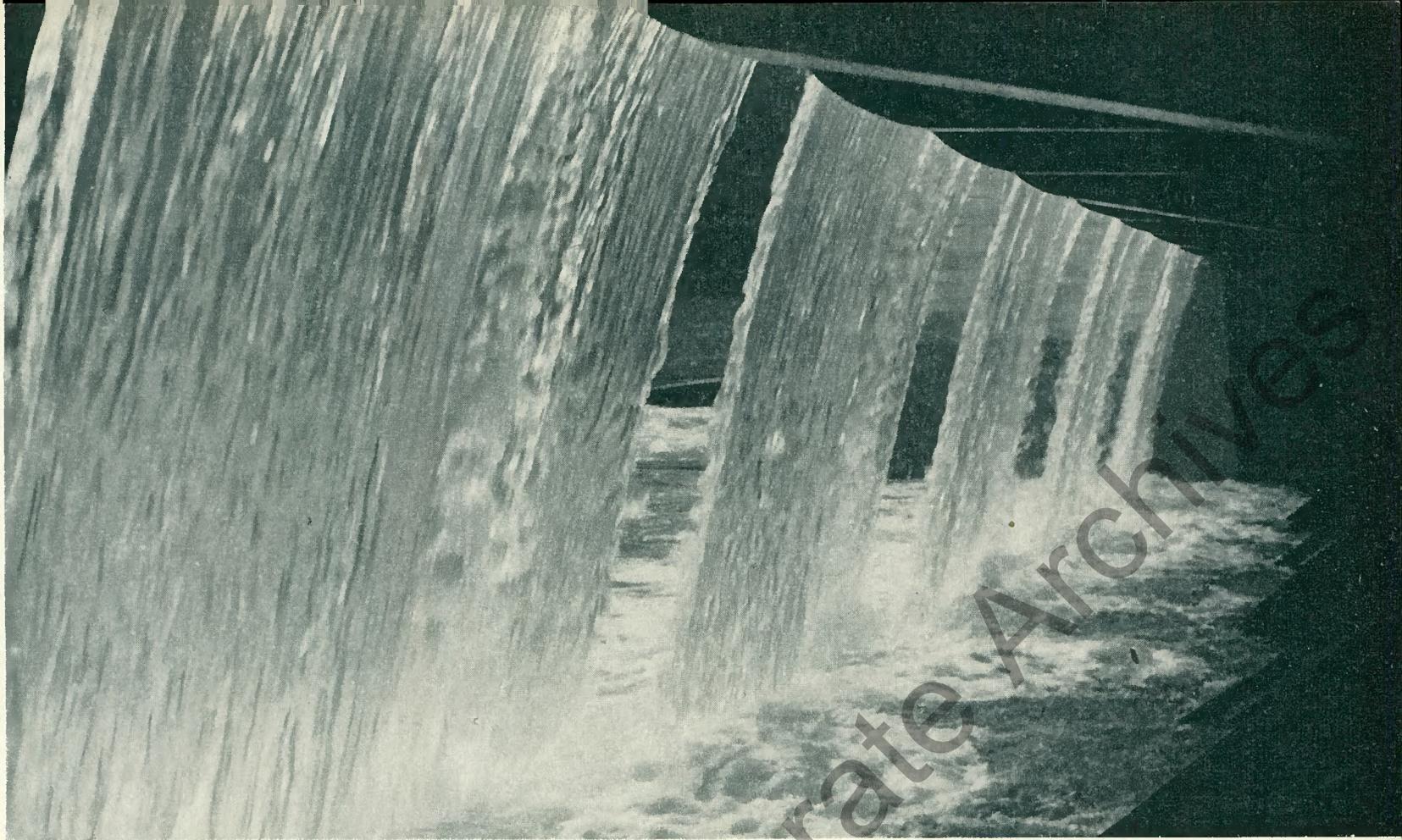
gönnt, die Faser direkt aus den Elementen aufzubauen. Die Wälder müssen erhalten. Nur im folgerechten Weitergehen kommen wir von der Natur fort zur „Kunst“, zu unserer „Willkür“, unserm Willen und damit zur Freiheit, es ohne Zwang von der Natur her zu machen.

Diese Freiheit wird immer größer. Wir haben sämtliche Eigenschaften genauer kennen gelernt und können sie nach Bedarf steigern, häufen, mischen, können Teileigenschaften benutzen, die Merkmale abwandeln, kurzum: gegenüber dem „Naturprodukt“ können wir die Mannigfaltigkeit und Wandlungsfähigkeit des „Kunstproduktes“ herausstellen. Kann man das nicht einen der größten Siege über den Zufall der Natur nennen? Vollkommen falsch, eng und hinterwäldlerisch wäre es, hierbei von Ersatz zu reden. Das, was früher Ersatz hieß, waren Notbehelfe, waren Zwangskonstruktionen, waren „Ersatzschöpfungen“ auch rein geistig. Zellwolle von heute, Lanafaser, Supramafaser, Igelit als fühner Bruder des Leders, Seife aus Kohle, die neueren Baustoffe aus Kunstharzverleimtem Buchenholz, Werkstoffe aus Milch und manches noch, was schon da ist: sie sind keine Ersatzstoffe. Sie sind erste Mitbewerber mit dem „Naturgewachsenen“.

Was ist denn Natur und was ist Kunst bei dem Endergebnis der Werkstoffschöpfungen?

Hier stehen leidenschaftlicher Wille, aus eigener Freiheit das von der Natur Gependete zu benutzen, zu verteilen, in geforderten Eigenschaften dienstbar zu machen, dem anderen gegenüber, dem Hinnehmen dessen, was zufällig im Lebensraum uns geboren ward. So tief sitzt dieses Schicksalhafte uns noch im Blute, daß fromme Gemüter diese Freiheit wie eine Herausforderung gegen den Allesordner Natur ansehen. Und merken nicht, daß die Natur selbst uns dazu aufgerufen hat. Ist hierdurch das Weltbild nicht von Grund aus geändert?

Zu wissen aber, daß ein Land aus dem gewaltigen Drang jugendlicher Selbsterhaltung diesen Weg der „eigenen Rohstoffe“ vielleicht für immer gehen muß, zwingt jeden von uns zu ganz neuer Einstellung nicht nur gegenüber dem Schicksalhaften uralter Beziehungen zur Natur, sondern vor allem zu unserer „Kunst“. Unterschieden wir bisher in unseren Kleidungsstoffen nur nach den von der Natur gelieferten Rohprodukten (Leinen, Baumwolle, Wolle...), so ist die Wahl je nach den gewollten Eigenschaften jetzt, sagen wir, beliebig groß



Sichtbild: Dr. K.

Das stählerne Wehr.

Blick auf die überströmte Union-Zahnrad-Klappe der Wehranlage Rothenfels am Main.

geworden. Von der Vistra liegen schon wieder neue Erprobungen vor, die über die XT-Faser hinausgehen. Schon von dieser hieß es in einem maßgebenden Gutachten: „Diese leicht seidig schimmernde Faser zeigt unter dem Mikroskop eine Oberflächenstruktur, die den feinen Schuppen der Wollfaser sehr ähnelt. Gerade diese Schuppigkeit in Verbindung mit einer natürlichen bleibenden Kräufelung schafft die zahlreichen winzigen in den Wollgarnen eingeschlossenen Luft Räume und verleiht den aus ihnen gewebten Stoffen die hohe Wärmeisolation.“

Es ist also anzunehmen, daß solche neuen Werkstoffe ohne weiteres neue Formen zur Folge haben. Wie wir aus Kohle und Kalk, aus Milch und Harzen in Verbindung mit Holzstoff oder anderen „Hilfs-erfindungen“ neues Gerät für den Haushalt gemacht haben, das seinen Stil bis zu einem gewissen Grade vom Werkstoff selbst erhält, so werden wir uns daran gewöhnen müssen, daß durchweg ganze Verschiebungen in der Werkstoffgrundlage vorgenommen werden. Die verschiedenen Grade der Brauchwichtigkeit (von der Volksgemeinschaft her gesehen) werden darüber entscheiden oder — entscheiden schon jetzt. Wenn wir bestimmte Edelmetalle für besondere Zwecke gebrauchen, müssen an anderer Stelle die „Synthesen“ oder andere Metalle genommen werden. Wir sind sozusagen in einer Stoffwanderung begriffen, ähnlich der Menschenwanderung von einst. Und so löst sich der Unterschied von „künstlich“ und „natürlich“ von zwei entgegengesetzten Bedarfs- und Betrachtungsweisen auf. Nicht was uns die Natur im eigenen Lebensraum bietet, ist maßgebend, sondern wie wir das Gebotene im Verhältnis zu unseren höheren Gesichtspunkten zu verwerten und zu verteilen haben.

Der Stoff ist zweitrangig geworden. Die Freiheit der Entscheidung steht voran. Der Geist als Einfall, als schöpferischer

Durchblick durch die neuen Möglichkeiten, als Erfindungsleistung hat den Vorrang erstritten. Statt daß uns die Raupe des Seidenspinners aus ihrem höchst „allgemeinen“ Spinnapparat den Faden liefert, erzeugen wir ihn in vollendet konstruierten Maschinen mit unendlich feinerer Mechanik. Wir sind über den Einfall „Spinnerraupe“ hinausgegangen. So ist es, oder so wird es sein mit Wolle, Leinen, mit Gas, Kautschuk, Holz, ja sogar mit verschiedenen Metallen. Wenn wir auch vorläufig bei Eiweiß und Fett die „Oberhoheit“ der Natur anerkennen, für gewisse Nebenbedürfnisse gehen wir auch bei diesen beiden nicht mehr von der bloßen Lieferung der Natur aus.

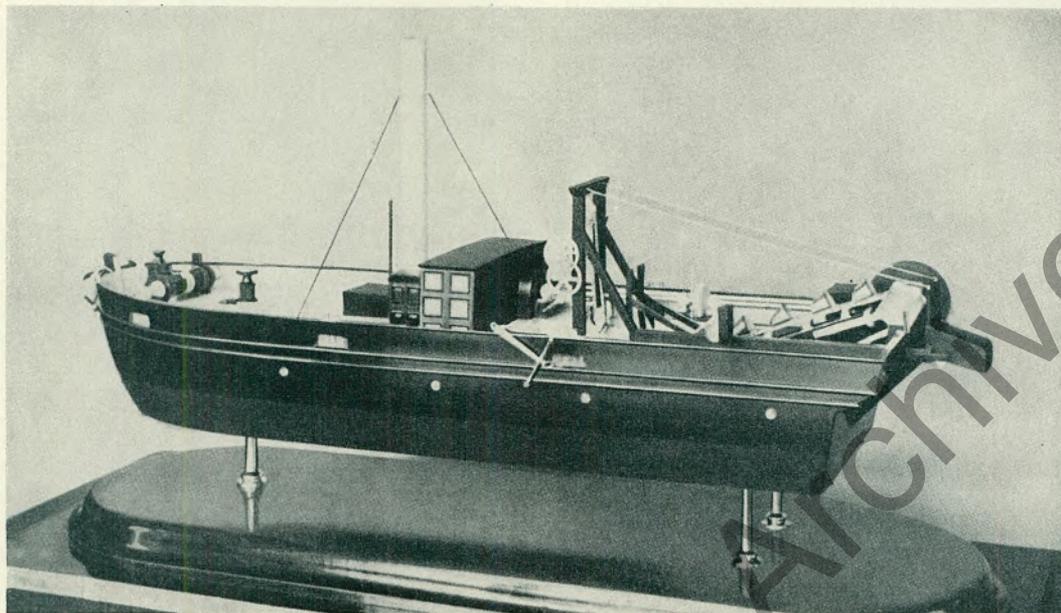
Die Folge? Vorerst noch nicht abzusehen. Wir werden ein reicheres Unterscheidungsvermögen bekommen, werden Werkstoff und Fertigkeit in ein viel innigeres Verhältnis bringen, als es je geschah. Wenn wir selbst nach zwei mal vier Jahren zurückschauen werden, etwa auf den Zustand bei der Jahrhundertwende, wird aus Zufall und Einfall ein ganz neues Weltbild entstanden sein. Denn: wenn ich zu den elementaren Bedürfnissen eine vollkommen veränderte, ja entgegengesetzte Stellung einzunehmen genötigt bin, ist auch das gesamte Lebensgefühl verändert. Es wäre müßig, dieses im einzelnen phantasiebeschwingt auszuspinnen. Die Wirklichkeit ist hier viel eingreifender, als die Phantasie sein kann. Verbrauchender und Schaffender werden anders zueinander stehen. Einzelmensch und Gemeinschaft bekommen schon jetzt neue Antriebe. Volksraum und Erde der Väter werden über das bisher Schicksalhafte hinaus uns näher ans Herz wachsen. Wir sind geradezu dabei, mit unserer Erde vom Stoff und auch vom Willen her ein neues Verhältnis zu begründen.

Es ist der Bund vom Willen her, der dem Geist die höhere Freiheit verschafft.

Modell
des ersten in
Deutschland gebauten
Dampfbaggers.

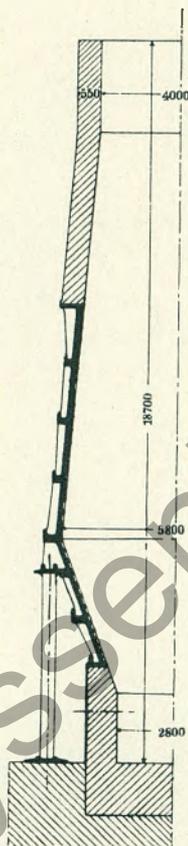
Erbaut von
Schichau 1841.

Aus: Die Schichau-Werke in Elbing,
Danzig und Pilsau 1837—1912.



4. 10. 1837 gründete Ferdinand Schichau in Elbing eine große Maschinenbauwerkstätte, die trotz ihrer sich nur auf 8 Arbeiter belaufenden Belegschaftszahl vom ersten Tage an ein umfangreiches Programm bewältigen wollte. Watt'sche Dampfmaschinen, eiserne Wasserräder, Pferdeegöpel, hydraulische Pressen, Walzwerke, Einrichtungen von Zuckerfabriken, Ölmühlen, Sägemühlen und anderes mehr wurden als Erzeugnisse in der ersten Geschäftsanzeige genannt. Die Ausichten, die sich dem stählernen Schiff boten, klar erkennend, baute Schichau (1814 bis 1896) Anfang der 1850er Jahre eine Schiffswerft, die im Jahre 1854 den ersten stählernen Seedampfer Preußens vom Stapel lassen konnte. Fast gleichzeitig nahm Schichau auch Schiffsbauten für die deutsche Kriegsmarine auf; ferner hat er auch bahnbrechend gewirkt auf dem Gebiete der Landverkehrsmittel, und drei Jahre nach seinem Tod, im Jahre 1899, konnte die 1000. Lokomotive die Schichau-Werke verlassen.

Technische Gedenktage.



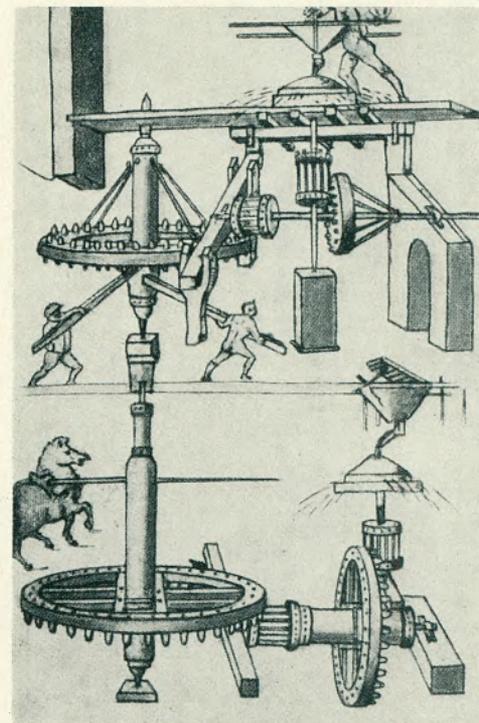
Burgers' Hoch-
ofenbauweise
1899

Aus Stahl u. Eisen 20
(1900) S. 677

14. 10. 1845 wurde zu Geldern Franz Burgers geboren. Wir sehen ihn zunächst als Konstrukteur auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Troisdorf und dann in Mülheim am Rhein, von wo er im Jahre 1873 nach Bochum übersiedelte, um dort das erste Hochofenwerk des Bochumer Vereins zu erbauen. Auf Veranlassung von August Thyssen übernahm er im Jahre 1878 die Leitung und den Ausbau des Schalker Gruben- und Hüttenvereins, dessen Leistung er in seiner dreiunddreißigjährigen Tätigkeit von 15 000 auf 300 000 Tonnen Roheisen im Jahre steigerte. 1906 trat Burgers bei der Verschmelzung der genannten Firma mit der Gelsenkirchener Bergwerks-AG. in deren Vorstand über. Durch wiederholte Studienreisen verfolgte er die Fortschritte im In- und Auslande auf dem Gebiete der Roheisenerzeugung, und seine Erfindungen, die bekannten Kalt- und Heißwindchieberbauarten, die Kohlenstoffsteine für die Böden der Hochofen sowie seine Hochofenkonstruktionen mit dünnwandigem Schacht, haben vielseitige Anwendung und Verbreitung gefunden. Auch war er mit Erfolg im Verbandswesen tätig und hat sich um das Zustandekommen des Roheisenverbandes große Verdienste erworben. Die nebenstehende Abbildung zeigt den Schnitt durch die Burgers'sche Hochofenbauweise, wie sie im Jahre 1899 zur Ausführung gelangt ist.

20. 10. 1516 starb zu Florenz Giuliano da San Gallo. Von seinem Vater zum Bildschnitzer bestimmt, beschäftigte sich Giuliano nicht allein mit seinem engeren Fachgebiet, sondern erwarb sich auch Kenntnisse in der Maschinenbaukunde, im Bauwesen, im Befestigungswesen und in der Geschützkunde. Sein Name ist wohl am besten bekannt geworden durch zahlreiche Renaissancebauten, die er mit seinem Bruder Antonio in verschiedenen Städten Italiens ausführte. Vorübergehend in Frankreich mit architektonischen Entwürfen beschäftigt, wurde er im Jahre 1497 zum Festungsbaumeister des florentinischen Staatsgebietes ernannt, und am Ende seines Lebens berief ihn noch Papst Leo X. nach Rom, um beim Bau der Peterskirche mitzuwirken. Sein Gesundheitszustand zwang ihn aber, Rom nach einem Jahr wieder zu verlassen. San Gallo hat eine Reihe Skizzen und Zeichnungen hinterlassen, die hauptsächlich in Rom und Florenz aufbewahrt werden und die uns Kunde geben von dem großen tech-

nischen Verständnis ihres Urhebers, der dem Universalgenie Leonardo da Vinci nur wenig nachstand. Das untenstehende Bild zeigt von San Gallo entworfene Mühlen mit Göpelantrieb.



Mühlen mit Göpelantrieb.

Aus Beitrag zur Geschichte der Technik und Industrie
(1926) S. 215.

Die großen Deutschen.*

Ein Buchbericht von Professor Dr. Walther Schneider.

III. Dichtung und Musik.

Ungleich mannigfaltiger als auf anderen Gebieten des völkischen Lebens quillt die Fülle der Erscheinungen, die Herzen und Sinne der deutschen Menschen seit einem Jahrtausend zu persönlicher Anteilnahme, Verehrung oder Abneigung zwingen, in dem gewaltigen Strom, den Dichtung und Musik durch die Jahrhunderte tragen. Schwerer und in ihrer Lösung verhängnisvoller wird dadurch die Frage, nach welchen Gesichtspunkten die Persönlichkeiten — denn um diese viel mehr als um „Schulen“ und „Systeme“ handelt es sich — ausgewählt und behandelt werden sollen. Ein Werk wie die deutsche Biographie konnte nicht den rein literarhistorischen und musikgeschichtlichen Maßstab anlegen wie eine Literatur- oder Musikgeschichte. Auch nicht der mehr oder weniger charakteristische Ausdruck dichterischer oder musikalischer Individualität durfte allein maßgebend sein, sondern die Einstellung der Persönlichkeit zu „deutscher Art und Kunst“, ihre Bedeutung im Rahmen unserer völkisch-kulturgegeschichtlichen Gesamtentwicklung. Innerhalb dieser Grenze aber konnte sich die Auswahl sowohl nach der Stärke richten, in der der Dichter oder Musiker besondere Seiten unserer nationalen Eigenart, die eigige Verfassung eines Zeitalters oder bestimmte Werte des deutschen Wesens an sich verkörpert, als auch konnte allein die Hinweisung auf unsere Zeit mit ihren ganz besonders scharf formulierten Zielsetzungen, Sympathien und Ablehnungen maßgebend werden. Mir scheint, daß der zweite Gesichtspunkt etwas zu stark die Auswahl beherrscht hat, so daß der Gesamtaufbau darunter litt. Nur so ist es zu erklären, daß Männer wie Klopstock, Ludwig Uhland, Gustav Freytag, Theodor Storm und Fritz Reuter — um nur einige zu nennen — nicht unter die „großen Deutschen“ aufgenommen sind.

Indessen schenkt auch auf diesem Gebiete das Werk dem Leser eine Fülle der wertvollsten Anregungen. Wenn Wilhelm von Scholz in seiner Abhandlung über Goethe betont, daß dieser die Natur, den Frühling, ja die Welt als Ganzes immer durch das Medium der Menschen gesehen habe, so wird damit Absicht und Wirkung dieser Biographie in ihrer plastischen Art gezeichnet. So stellt gleich zuerst A. Heuser das „Nibelungenlied“ in seiner heutigen Gestalt als das Werk eines Dichters dar, der in der Blütezeit des „Idealromans“, ein Zeitgenosse Heinrichs von Veldeke, Hartmanns von Aue und Wolframs von Eschenbach, also um 1200, „dem Wunschgebilde beglückender Harmonie der höfischen Epik den Heroismus des Sterbens entgegengesetzt“. Die Einheit der Komposition um Person und Schicksal der Kriemhild erscheint uns heute in der Tat glaubhafter als Lachmanns aus der Homerforschung erwachsene, sehr gelehrte, aber zerstückende „Liedtheorie“. Ein merkwürdiges Gegenstück bildet das Herrbild, das Wolfgang Vög von Wolfram von Eschenbach entwirft, angefüllt mit einem geistreichelnden Jynismus, wie er bei arischen Gelehrten nicht gerade häufig ist. Nicht nur, daß Walter von der Vogelweide als Wolframs Wegner beschuldigt wird, „in seiner politischen Haltung das Mäntelchen nach dem Winde zu hängen“, wird Wolfram als Bekämpfer der „triuwe“, als eine Art Übermensch im Sinne Nietzsches und damit als „Durchbruch des deutschen Menschen“ hingestellt, ein „Meister witziger Parodie, daß Jena und Weimar mit ihren Fenien verblaffen“. Und zum Schluß werden wir dahin belehrt, „daß Wagner seinen Meister mißverstanden hat. Wolfram ist so wenig Christ wie der Goethe der letzten Szene des zweiten Faust.“

Wie „staete“, das heißt treu und unerschütterlich, Walter von der Vogelweide die Reichsidee gegen alle Feinde, besonders gegen die politischen Herrschaftsansprüche Roms als den Grund zur Unterminierung der deutschen Treue, verfocht, wie er stets dem „Kaiser“, nicht der Person, sondern dem Hoheitsträger des Reiches, diente, in Wahrheit das „Gewissen des Reiches“, wie man später Uhland genannt hat, zeigt Hans Naumann in einer schlichten und überzeugenden Weise.

In die große Revolution der Geister um 1500, deren Sinn für Deutsch-

land an die Namen des Humanismus und der Reformation geknüpft bleibt, führen uns die Gestalten Hutten, Melanchthons und des Nürnbergers Hans Sachs. Packend tritt die weltbejahende Freude des Humanismus wie der nationale Aufbruch jener Zeit, die die Mystik der Kniffhäuserfage schuf, in dem Bekenntnis Hutten hervor: „Sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht. Auch Deutschland geknechtet sehen kann ich nicht.“ So findet der ritterliche Humanist den Weg zur politischen Nation; eine Linie führt von Walter von der Vogelweide über Hutten und seinen „Arminius“ zu Kleists „Hermannschlacht“.

Wie anders spiegelt sich das Bild des Humanismus in der Gestalt des bürgerlichen Praeceptor Germaniae Philipp Melanchthon, des ängstlichen und doch so mutigen „Grammatikmännleins“, wie ihn Luther einmal nennt, dessen einzige Zielsetzung eigentlich der gelehrte Unterricht ist und der doch, stark geworden in der Sonne des lutherischen Geistes, im Kampfsjahr 1521, dem Jahre der Entscheidung von Worms, ausrief: „Nicht im Logos (Wort) steht das Reich Gottes, sondern in Kraft!“ Nie ist er in die uferlose, weltbürgerliche Weite eines Erasmus von Rotterdam abgeglitten; sein Wirken wurzelt fest in dem weltanschaulichen Grundelement des vaterländischen Pathos. Die Gewissenhaftigkeit des deutschen Lehrers, tausendfach verspottet und doch in der Stille ihres Wirkens zwingend und staatsbildend, ist das beste Erbe, das Melanchthon seiner Nation hinterlassen hat. Aber auch die letzte Einheit des Humanismus und der Reformation hat er geahnt: „Gott ist Geist in allen Geistern!“ Nicht nur der deutsche Idealismus eines Leibniz, auch Kants kategorischer Imperativ ist in seiner Frucht verwurzelt.

Und als dritter Hans Sachs, der sich heute wie zu seiner Zeit mit dem echten, glaubwürdigen Ernst seiner Lebensführung und der strahlenden Helle seines Humors tief in die Seele des deutschen Volkes schürft, der ein erstes „Erwache!“ in die deutsche Seele rief mit seinem Liede: „Wachet auf! Es naht gen den Tag . . .!“ Rudolf Mirbt irrt aber doch, wenn er sagt, Hans Sachsens Bild trüge noch heute die „spöttischen Züge Kleinbürgerlicher Ehrfurchtslosigkeit und Geltungsbedürfnisses“, und Richard Wagners „Meistersinger“ hätten dieses Bild eher verzerrt. Seine eigene farbenfreudige Skizze widerlegt ihn.

Einer dem Durchschnittsmenschen unserer Zeit leider gar zu wenig bekannten kulturellen Epoche unseres Volkes verhelfen drei ausgezeichnet klare und objektive Arbeiten über Grimmselshausen, Paul Gerhardt und Heinrich Schütz zu eindringlicher Wirklichkeit.

In Grimmselshausen und seinem „Simplicius Simplicissimus“, dem ersten deutschen Entwicklungsroman von Bedeutung, hat das deutsche Barock mit dem Prinzip befruchtender Gegensätze statt der klassischen Einheit der Renaissance seinen literarischen und volkstümlichen Niederschlag gefunden. Mit Recht hebt Julius Petersen dabei Grimmselshausens tiefe Verwurzelung im deutschen Schrifttum und seine überkonfessionelle Haltung hervor, die ihn „allein simpliciter glauben ließ, was die zwölf Artikel des allgemeinen heiligen christlichen Glaubens in sich halten“. Die Polarität des barocken Lebensgefühls, erwachsen in den Wirren des großen Krieges, mit ihrer Mischung von Naturalismus und Mystik, Skepsis und Wunderglauben, Sinnengenuß und Weltflucht in der Grundanschauung der „Vanitas“, der Nichtigkeit des Irdischen, tritt klar und scharf hervor.

Eine wertvolle Ergänzung findet diese Schilderung in dem Bilde, das A. Meißinger vom Leben des stillen, in sich ruhenden Paul Gerhardt gibt, dessen Lieder, „die schönste und stärkste Lyrik, die je in deutscher Sprache erklingen ist“, aus der Gesamtschau deutschen Wesens nicht fortzudenken sind. Zwar der Nimbus eines durch harten Fürstenspruch getroffenen Märtyrers wird zerstört, aber dafür tritt die Wirksamkeit jener verarmten Akademikerkreise, die, selbst kümmerlich mit der Not ringend, in einer Periode schlimmsten Kulturverfalls dem deutschen Volke unvergängliche sittliche und geistige Werte retteten, so prächtig hervor, daß man mit Gerhardt singen möchte: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud!“

Daß schon in der Barockzeit die „deutsche Bewegung“ mit ihrer Ablehnung gegen geistige Fremdherrschaft einsetzte, zeigt Friedrich Blumes

* „Die großen Deutschen“. Herausgegeben von Billy Andreas und Wilhelm von Scholz. Propyläenverlag, Berlin. 4 Bände. Ganzleinen je Bd. 16,50 RM.

ausgezeichnete Arbeit über die bahnbrechende und richtunggebende Wirksamkeit des viel zu wenig bekannten Musikers Heinrich Schütz. Die Ausführungen über den neuen Stil, der im Ringen zwischen germanischem und romanischem Geist wie zwischen den höfisch-bildungshaften und den bürgerlich-kirchlichen Schichten entsteht, die Befruchtung der deutschen Musik durch Italien und zugleich ihre Abwehr gegen fremde Art, die in der geistlichen Chormusik der durch Schütz begründeten „Passionen“ gewonnene Synthese sind packend und dabei verständlich geschrieben und führen mühelos hinüber zu den Lebensbildern der beiden Meister, in denen sich das trennte, was bei Schütz noch eine Einheit gewesen war: Bach und Händel.

Es ist bewundernswert, mit welchem Farbenreichtum Heinrich Vesseler auf kleinem Raum das Bild Johann Sebastian Bachs, dieser „vollgültigen Verkörperung deutschen Künstlertums, weder beängstigend wunderbar noch übermenschlich vermessen“, auszustatten weiß. Die provinzielle Abgeschlossenheit der deutschen Musik, die führende Rolle Italiens und Frankreichs, die durch die neuen Formen des „Concerto“ und der „Ouverture“ die Zeit der absoluten Musik einleiteten, die verwelkenden Höfe als Einfallsstore fremder Kunst bilden den wirkungsvollen Hintergrund für das Schaffen Bachs, dessen Jüdisierung als einer „regulierten Kirchenmusik zu Gottes Ehren“ unentwegt festgehalten wird. Das geistliche Erbgut Bachs, die handwerklich-technische Grundlage von Generationen, die Beherrschung der Materie, die sich bis zu eigener Konstruktion eines „Lautenklavirzymbals“ und einzigartiger Sicherheit des Stimmens erstreckt, die tiefgründige Lehrbefähigung, die das „wohltemperierte Klavier“ beweist, die an Menzel erinnernde Wertschätzung des Fleißes — „Ich habe fleißig seyn müssen; wer ebenso fleißig ist, der wird es ebenso weit bringen können“ —, die ihn zum bewundernsten Orgelvirtuosen seiner Zeit machte, treten plastisch hervor und bilden doch nur den Untergrund für die ehrfürchtige Würdigung seiner Werke, in der es von der „Mattheuspassion“ heißt, daß sie „als Ausdeutung des christlichen Weltbildes mit dem Erlösungstod Jesu als Mittelpunkt nur als Charfreitagsmusik in ihrer ganzen Tiefe zu verstehen sei“.

Wie schädlich Übertreibung an sich richtiger Maßstäbe sein kann, zeigt das Bild, das Richard Benz von dem typischen Meister der Barockkunst, dem Schöpfer des deutschen musikalischen Stils, Willibald Kitter Glück, zeichnet. So prachtvoll der Gegensatz zwischen den Kulturen des Schlosses und der Stadt, die Einwirkung der böhmischen Volksmusik auf Glücks homophone Haltung und anderes gesehen ist, so eigenartig wirken doch Behauptungen wie die, daß „der Protestantismus keinen Lebensstil geschaffen“, sondern „das Leben immer tiefer entsinnlicht und entformt habe“, oder daß in der „gestalthaften Kunst des süddeutschen Katholizismus“, in der „Welt der singenden Materie“ die „Hingabe an die Schönheit des Gesanges allerdings bis zum Kastratentum getrieben sei“. Wenn dann solche Kunstverehrung als „Religion“ bezeichnet wird, so werden die meisten Leser das ebenso ablehnen wie die Behauptung, Glück sei „nicht Vorläufer, sondern Voller derjenigen, was Goethe mit seinem klassischen Streben suchte“.

Um bei der Musik zu bleiben: Sehr reizvoll sind die Ausführungen Ernst Brückens über Josef Haydn. Haydn hat die Tonkunst vom Barock losgelöst, den individuellen Orchesterstil in der Sinfonie durchgebildet und Beethoven vorbereitet. Es war sein Schicksal und sein Glück, fast zwanzig Jahre lang in genußreicher Einsamkeit sich entfalten zu dürfen: „Niemand in meiner Nähe konnte mich an mir selbst irre machen und quälen, und so mußte ich original werden.“ „Er schuf die kleine Welt, die ihn umgab, zur groß gesehenen um.“ Sehr reizvoll wird die in der „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“ vollzogene „Auseinandersetzung mit der großen Gottesnatur“ charakterisiert, „die das Koloßo zu kleinlicher Spielerei verhandelt hatte“, die aber Haydn zu echt deutscher „symbolischer Naturausdeutung“ emporführt.

Eine in jeder Beziehung glänzende Charakteristik Mozarts durch Richard Benz schließt diese Epoche der deutschen Musik würdig ab. — Wenn ich die Bilder der Großen unserer Klassik in Dichtung und Musik, Lessings, Goethes, Schillers, Beethovens und Schuberts, hier nur streife, so geschieht das aus dem Bewußtsein heraus, daß der Leserkreis, an den sich das biographische Werk wendet, in diesem Bezirk so „zu Hause“ ist, daß jede Einnischung nur störend wirken kann. Nur auf einige bedeutsame Punkte sei aufmerksam gemacht.

Karl Holl stellt Lessing als Kämpfernatur dar, fußend auf fanatischer und, wie Herder von ihm rühmte, „männlicher Wahrheitsliebe“ und rücksichtsloser Ehrlichkeit der Überzeugung. Wissensdurst und Forschermut auf der einen, religiöse Toleranz auf der andern Seite werden als Erbgut einer langen Ahnenreihe von Theologen und Juristen nachgewiesen. Lehrreich ist das Herausstellen seiner Bedeutung als Erzieher und Vorbild des gelehrten deutschen Schriftstellers, ebenso der besonderen Art seiner Dialektik, die „den Leser gleichsam immer an der Spannung des Suchens und am Fingerglück teilnehmen läßt“. Auch die Ausführungen über Lessings nationalpolitisches Staatsbewußtsein, seine religiöse Natur, die Rechtfertigung seines Handelns, die Charakterisierung des uns heute fremd erscheinenden „Nathan“ als des Liedes werktätiger Menschenliebe über allem Konfessionalismus sind schlicht und eindringlich.

Da es unmöglich ist, Goethes Persönlichkeit in einen engen Rahmen einzufangen, hat Wilhelm von Scholz mit großer Kunst den 7. November 1775, den Tag der Ankunft Goethes in Weimar, als „Befehl des Geschicks“ in den Mittelpunkt gestellt, von dem aus „das Jahrhundert läuft, das Goethes Namen trägt“. Auch die Gestaltung jener Einheit von Willen und Schicksal, in der sich „Verdienst und Glück verketteten“, ist glänzend dargestellt. Nur die mystische Abhängigkeit Goethes als „geistiger Sohn und Erbe“ von jenem „letzten Schlesier“, dem unselig-genialen Johann Christian Günther, der „als erste Menschwerdung dieses deutschen Genius“ in Anspruch genommen wird, erscheint mir reichlich gesucht.

Daselbe ist der Fall in der sonst hervorragenden Skizze über Friedrich Schiller von Franz Schulz, wo das Ahnenerbe des an schwäbisch-protestantischem, fränkischem und bayerisch-katholischem Erbgut teilhabenden Dichters, die Mischung von „Wandertum und seßhafter Enge, von Unruhe und Unsicherheit des Lebens und Sehnsucht nach bürgerlich gefestetem Dasein“, also der „Bruch“ in Schiller als „letzte Verbundenheit mit deutscher Entwicklung und deutschem Schicksal“ konstruiert wird. Andererseits wird dies „Fortstreitenmüssen“ mit seiner Zielsetzung der Ganzheit für die Menschheit in der Welt der Kunst geistvoll durchgeführt. Besondere Beachtung verdient der Hinweis auf Schillers Bedeutung für den Gemeinschaftsgedanken sowie des „Energismus“ seines Kämpferwillens, der ihn wie Beethoven in allem Leiden und Ringen zum großen Welt- und Lebensbejaher werden läßt. Neu dürfte manchem Leser die Würdigung des Historikers Schiller sein.

Wie in Ludwig van Beethoven aus tiefstem Leid, das schon den Zweiunddreißigjährigen an die Pforte des Todes führte, seit der „Eroica“ eine unsäglich Lebensbejahung hervorbricht, durch die seine Musik „Siegesgesang, dithyrambische Hymne“ wird, „in der ‚Neunten‘ zum Kühnsten gesteigert“, das schildert Alfred Burgas so anziehend, daß man es selbst lesen muß.

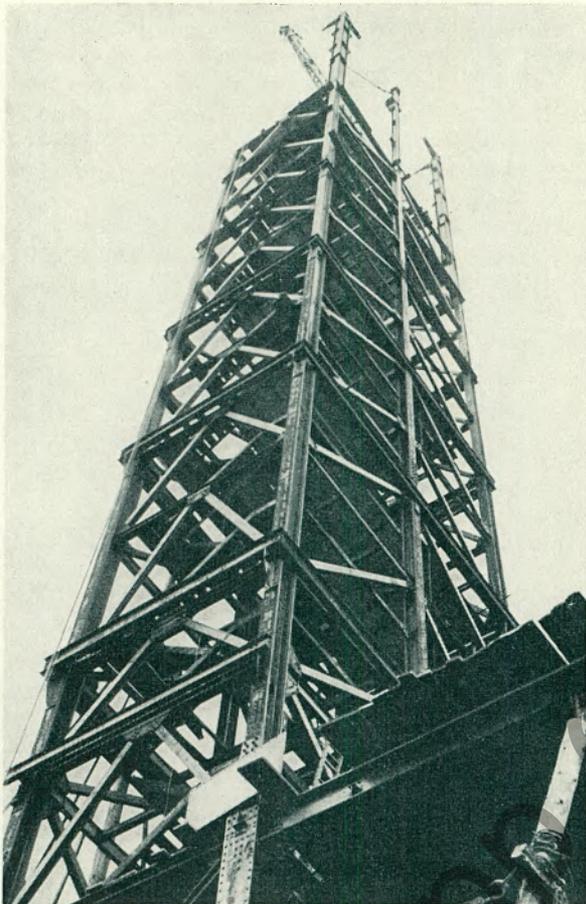
Dagegen erkaltet Richard Benz wieder bei allem Glanz und aller Tiefe der Darstellung durch die einseitige Schärfe, mit der er von dem „Ferrbild“ Schuberts spricht, das die Welt sich gemacht habe. „Daß den zum Geräusch verdammt, zu keiner Kunst mehr erzogenen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts in der verkitschtesten Form noch die Macht der Schubertschen Melodie berührte, das hieß zuletzt, daß ihn auf rätselhafte Weise die Ewigkeit überfiel.“ Daß die deutsche Welt in Schubert „nur den harmlosen Sänger und Spielmann“ gesehen habe, „der nicht religiös erschüttert, sondern ergötzt und unterhält“, ist eine häßliche Kränkung des deutschen Volkes! Leider sind auch die weiteren Ausführungen zum Teil so gelehrt, zum Teil so phantastisch, daß auch der musikalische Laie sie nur mit geringer Freude lesen wird.

Die zwischen den Klassikern und der romantischen Schule selbständig stehenden Dichter Peter Hebel, Jean Paul und Friedrich Hölderlin werden mit Recht aus der halben Vergessenheit, in die sie versunken waren, ins helle Licht der Anerkennung versetzt. Die „alemannischen Gedichte“ des schaffensfrohen Karlsruher Prälaten zeigen noch heute ein Leben, wie es nur von unverfälschtem Volkstum ausgehen kann, und die erzieherische Mühelosigkeit, die der begnadete Seelenkennner in den Geschichten des „Schafkästleins des rheinischen Hausfreundes“ beweist, auch oder gerade in den Spitzbubengeschichten vom Zundelheimer und Zundelfrieder, sollte bewirken, daß dieses Buch in keiner Kinderstube fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Der Führturm auf dem Reichssportfeld.
Die Montage des Stahlskeletts.



Lichtbilder: Steindamm.

Der fertige Turm.

Fünfzig Jahre Wolkenkratzer.

Die Rückwirkungen des amerikanischen Hochhausbaues auf die gesamte Bauwirtschaft.

Von Hugo Steindamm.

Aus der Zeitschrift „Deutscher Kulturwart“.

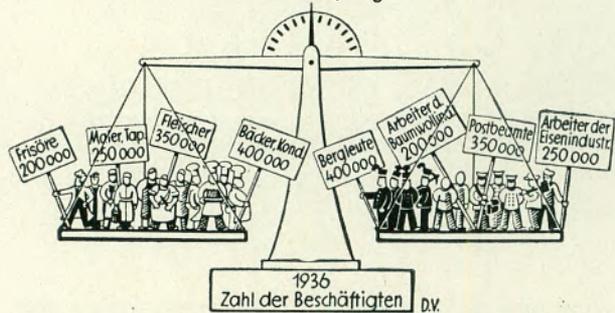
Als vor fünfzig Jahren das Home Insurance Building, der erste „Wolkenkratzer“ der Welt, stolz über das Häusermeer Chicagos emporwuchs, da konnte niemand ahnen, daß damit der Beginn einer Entwicklung gegeben war, die das gesamte Bauwesen von Grund auf beeinflussen und ihm eine neue Richtung verleihen sollte. Und noch weniger war vorauszusehen, welche Ausstrahlungen von hier aus zahlreiche andere Gebiete — vor allem die Grund- und Bodenbewertung, die wirtschaftliche Organisation, die Verkehrstechnik und das gesamte Siedlungsweisen — durchdringen würden.

Zunächst baute man, ohne sich um die Folgen zu kümmern, nach der neuen Technik einfach drauflos. Baute aber nicht nur wie anfänglich zwanzig und dreißig, sondern schließlich auch vierzig, fünfzig und mehr Stockwerke. Das wäre auch ohne wesentliche Schwierigkeiten abgelaufen,

wenn die Hochbauten hier und dort verstreut im Stadtbilde entstanden wären. In Newyork und anderen amerikanischen Städten bildeten sich jedoch richtige Wolkenkratzer Viertel; und das hatte seinen guten Grund: Hochbauten können nämlich nur dort errichtet werden, wo sich Mittelpunkte des Geschäftsverkehrs befinden. Wolkenkratzer sind also nicht nur dem äußeren Eindruck, sondern auch ihrer Bestimmung nach Hochburgen, Hochburgen der Wirtschaft. Daß sie im Gegensatz zu den Ritterburgen der alten Zeit in dichter Ballung auftreten, das jedoch ist gerade das Problem, das in Amerika ernste Unannehmlichkeiten herbeiführte.

So sahen sich die Behörden genötigt, regelnd einzugreifen. Zunächst wurde bestimmt, daß nur ein Prozentsatz des jeweiligen Baugrundes bebaut werden durfte. Eine weitere Verfügung ordnete an, daß von einer gewissen Anzahl von Stockwerken an eine terrassenförmige Verjüngung

Von Handwerkskette, Maschinen und Postbeamten Zur Dreigliedrigkeit



Ebensoviel Fleischer wie Postbeamte.

Die Bedeutung des Handwerks in der deutschen Wirtschaft wird oft nicht genügend gewürdigt. Man hört immer wieder nur von den vielen Menschen, die in Industrie und Verkehr tätig sind, weiß aber nicht, daß zum Beispiel das Handwerk der Bäcker und Konditoren ebensoviel Volksgenossen wie der Bergbau beschäftigt und daß es ebensoviel Fleischer gibt wie Postbeamte. Zählt man die Bäcker und Fleischer in Deutschland zusammen, so ist ihre Zahl so groß wie alle Beschäftigten der Reichsbahn und anderen deutschen Bahnen. Die Zahl der Friseure entspricht den Arbeitern der Baumwollindustrie. Das Kraftfahrzeug gibt ebensoviel Menschen im Handwerk wie in der Industrie Brot. Das bedeutet, daß die Instandhaltung der Fahrzeuge noch einmal soviele Menschen beschäftigt wie die Herstellung der Kraftfahrzeuge. Der harten Arbeit zur Gewinnung von Stahl und Eisen gehen 250 000 Menschen nach. Die gleiche Anzahl sucht uns das tägliche Leben durch Malen und Tapazieren zu verschönern.

einsetzen mußte. Auf diese Weise gewann man wenigstens für die neueren Geschäftsviertel Licht, Luft und mehr Raum für den Verkehr. Aber man erzielte, ohne es eigentlich beabsichtigt zu haben, noch etwas recht Wesentliches, nämlich eine architektonisch bessere Gestaltung der Hochhäuser.

Mit dieser Architektur hat es nun, wie wir gleich sehen werden, seine besondere Verwandtschaft; sie führt uns an den Kernpunkt des Hochhausproblems heran. Bauten dieser Art werden bekanntlich mit Hilfe eines Stahlskeletts ausgeführt. In dem Augenblick aber, wo Stahl als tragendes Element an die Stelle des Jahrtausende hindurch herrschenden Mauerwerks trat, boten sich neue, in ihren Ausmaßen kaum zu überschauende Möglichkeiten, die — rein technisch gesehen — selbst in den jetzt siebzig und achtzig Stockwerke hohen Bauten nur einen bescheidenen Ausdruck finden. Denn nach der Ansicht der Fachleute gibt es praktisch für die Höhe der Stahlskelettbauten keine Grenzen. Sie werden lediglich von der wirtschaftlichen Seite her gezogen.

Aber nicht nur die Höhe, sondern die gesamte architektonische Gestaltung hat durch den Stahlbau eine Änderung erfahren. Nachdem das Mauerwerk nur noch die Aufgabe hat, gegen Einflüsse der Witterung und des Schalls zu schützen, kann es nicht nur weit schwächer sein als bisher, sondern es besteht nun auch die Möglichkeit, seinen Flächenanteil zu verkleinern, also Fenster an Fenster zu reihen und dadurch die Räume um vieles lichter zu machen. Durch die Vermehrung der Fenster wird die äußere Gliederung zugleich vielfältiger, aber auch einfacher und übersichtlicher; denn für unnötige Ornamente steht einfach kein Raum zur Verfügung. So werden störende Einzelheiten und Überladenheit des Stücks beinahe zwangsläufig ausgeschaltet, und der Architekt muß in erster Linie sein Augenmerk auf die geschmackvolle Aufteilung der großen Fronten richten.

Aber dies alles wäre für uns gar nicht so wesentlich, wenn die Stahlskelettbauweise sich lediglich auf die amerikanischen Hochhäuser beschränkt hätte. In den letzten Jahrzehnten kommt sie jedoch auch bei vier- und fünfstöckigen Häusern immer mehr zur Anwendung, vor allem wohl, weil die Bauzeit dadurch ungemein verkürzt wird. Solche Bauten, die „aus der Erde geschossen“ sind, können wir ja gerade in den letzten Jahren vielfach in Deutschland bewundern. Und wenn der Laie sich oft nicht zu erklären vermag, wodurch die Schnelligkeit erreicht wird, dann dürfte dies in der Hauptsache wohl darauf zurückzuführen sein, daß die Montage des Stahlskeletts in verhältnismäßig so kurzer Zeit vor sich geht, daß sie nicht genügend Beachtung findet und daß nach der Verkleidung durch das Mauerwerk überhaupt nichts mehr davon zu sehen ist. So werden nur wenige

wissen, daß eines der bekanntesten Bauwerke der jüngsten Zeit, der Führerturm auf dem Reichsportfeld, ebenso wie die anschließenden Bauten, aus Stahl errichtet ist. Natürlich sind auch die Hochhäuser in Deutschland Stahlskelettbauten, wenn auch ihre Ausmaße im Vergleich zu den amerikanischen Riesen als recht bescheiden bezeichnet werden müssen. Beträgt beispielsweise das Gewicht der Stahlkonstruktion für das siebzigstöckige und 260 Meter hohe Rockefeller Center in New York 120 000 Tonnen, so erreicht es beim Europahaus in Berlin (Höhe 11 Geschosse, 50 Meter) nur etwa den zwanzigsten Teil und beim Kolombushaus am Potsdamer Platz gar nur 1850 Tonnen. Die bisher größte Stahlmenge bei deutschen Bauwerken dürfte, nach den bekanntgewordenen Planungen zu urteilen, der neue Zentralflyghafen in Tempelhof mit etwa 30 000 Tonnen beanspruchen.

Nachdem es erst in den letzten zehn Jahren gelungen ist, die Druck- und Zugfestigkeit des Stahls durch geringe Zusätze von Kohlenstoff, Phosphor, Mangan, Schwefel und Silizium in unerhörtem Ausmaße zu steigern, hat die Entwicklung ein beinahe stürmisches Tempo angenommen. Ausgegangen aber ist dieser Siegeszug, nachdem der Stahl anfänglich nur in bescheidenem Umfang als Hilfsbaustoff verwandt worden war, von den amerikanischen Hochhausbauten. Und so ist das fünfzigjährige Jubiläum der Wolkenkratzer auch für uns ein Ereignis, das einer Würdigung wert erscheint. Denn es hat nicht nur Bedeutung für die Vergangenheit, sondern wirft seine Schatten weit und gewaltig in die Zukunft voraus.

Glaubt es nicht...!

Aus einem Aufsatz von Dr. med. August A. Thomen, Dozent in der Medizinischen Fakultät der New York University, in „The Reader's Digest“, Pleasantville (New York).

1. Daß man Leibscherzen bekommt, wenn man unreife Äpfel isst. Unreifes Obst im allgemeinen ist hart und wenig schmackhaft; deshalb wird es gewöhnlich zu wenig gekauft. Dies und nicht die Unreife des Obstes verursacht Leibscherzen. Einmal wurde ich zu einem Jungen gerufen, der sich in Krämpfen wand. Die Angehörigen des Jungen behaupteten, daß er unreife Äpfel gegessen habe. Das Kind wurde zum Erbrechen gebracht, und es stellte sich heraus, daß es zwar Äpfel gegessen hatte, daß diese aber vollkommen reif gewesen waren. Das Unheil war dadurch entstanden, daß der Junge die Äpfel zu hastig gegessen hatte, was durch die großen Stücke bewiesen wurde, die er hinuntergeschluckt hatte. Unreife Äpfel allein verursachen keine Leibscherzen. Wenn der Äpfel langsam gegessen und genügend gekaut wird, kann der Magen zwischen einem reifen und einem unreifen Äpfel nicht unterscheiden.

2. Daß das Herz auf der linken Seite der Brust sitzt. Neunzig Prozent aller sonst gut unterrichteten Menschen legen, wenn sie gefragt werden, wo das Herz sitzt, ihre Hand auf die linke Brust, wenige Zentimeter oberhalb der unteren Rippenkante. Diese falsche Vorstellung entsteht dadurch, daß sich die größte der Herzkammern, die linke Kammer, aus der das Blut in den Körper gepumpt wird, auf der linken Seite des Herzens befindet und ihre Spitze nach links und unten gerichtet ist; daher fühlt man das Schlagen des Herzens stärker an der linken Seite. Wenn man aber den Körper genau durch die Mitte des Brustbeins in zwei Hälften teilt, würde man auf der linken Seite nur ein wenig mehr als die Hälfte des Herzens finden.

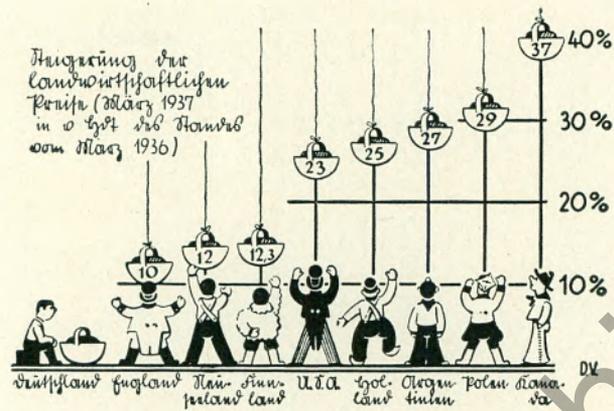
3. Daß Kahlköpfigkeit durch zu häufiges Tragen von Hüten oder durch zu enge Hüte verursacht wird. Es gibt nur zwei Mittel gegen die meisten Fälle von Kahlköpfigkeit: 1. man muß die richtigen Ähnen wählen; 2. man muß sich damit abfinden. Meistens ist Kahlköpfigkeit ererblich und wird durch die Art der Kopfbedeckung oder die Lebensweise überhaupt nicht beeinflusst. Man könnte fragen: Wenn Kahlköpfigkeit erblich ist, weshalb tritt sie dann nicht ebenso bei Frauen auf? Eingehende Forschungen haben diese Frage damit beantwortet, daß sie feststellten, daß Kahlköpfigkeit eine sogenannte reine Erbanlage ist, die bei Männern dominant und bei Frauen rezessiv ist. Die Mutter kann Kahlköpfigkeit übertragen, ist ihr aber nicht selber unterworfen, solange sie nicht eine doppelte Dosis davon hat, die von ihren beiden Eltern kommt. Da dies selten der Fall ist, sind Frauen selten kahlköpfig. Kahlköpfigkeit wird auch mit kleinen Mängeln der Schilddrüse und des Gehirnanhangs in

Verbindung gebracht. In solchen Fällen bringt eine richtige Behandlung fast immer eine vollständige Wiederbelebung des Haarwachstums. Doch ist ein Haarverlust durch Drüsenstörungen selten.

4. Daß Milch durch ein Gewitter manchmal sauer wird. Tatsächlich wird nach einem Gewitter die Milch manchmal sauer, aber das Gewitter hat nichts damit zu tun. Es gibt gewisse Keime, die Milchsäurebazillen, die normalerweise in der Milch vorhanden sind, sich von Milchsäure ernähren und dadurch Milchsäure hervorbringen, die, sobald eine gewisse Konzentration erreicht ist, die Milch sauer werden läßt. Vor einem Gewitter ist die Luft gewöhnlich wärmer, und bei Wärme vermehren sich diese Bazillen viel schneller. Die rasche Vermehrung der Bazillen ist es, die die Milch sauer werden läßt, und nicht der Donner oder der Blitz.

5. Daß das Haar des Menschen nach dem Tode wächst. Diese außerordentlich weitverbreitete Ansicht beruht auf einer falschen Beobachtung. Erasmus Wilson stellt fest: „Das bei einem Toten beobachtete Längerwerden der Barthaare ist lediglich die Folge eines Zusammenziehens der Haut nach den Haarwurzeln zu, und nicht ein Lebensvorgang nach dem Tode des Menschen.“

6. Daß Menschen von blühendem Aussehen besonders gesund sind. Was Laien oftmals für eine blühende Gesichtsfarbe ansehen, mag der Arzt als ein deutliches Zeichen von Krankheit erkennen. Ein gewisses Herzleiden zum Beispiel ist häufig, besonders bei Mädchen, von einer bemerkenswert schönen Gesichtsfarbe begleitet. Bei Sicht und in den Anfangsstadien von Nieren- und Leberleiden ist die Gesichtsfarbe angenehm blühend.



In Deutschland sind die Lebensmittel billig.

Für die breite Masse des Volkes ist es von allergrößter Wichtigkeit, daß es die Lebensmittel und lebensnotwendigsten Gegenstände möglichst bei gleichem Preise kaufen kann. Im letzten Jahre ist nun durch die Durchführung der Marktregelung für Lebensmittel der Preisstand für wichtige Lebensmittel nahezu der gleiche geblieben. Ganz anders sieht es aber in fast allen anderen Staaten aus. Das Bild zeigt, daß dabei das Agrarland Kanada die größte Preissteigerung für landwirtschaftliche Artikel erlebte. Um 25 Prozent stiegen die landwirtschaftlichen Preise im letzten Jahre in Polen, Argentinien, Holland und in den Vereinigten Staaten. Um 10 bis 12 Prozent stiegen die landwirtschaftlichen Preise in Finnland, Neuseeland und England. Aus dieser Gegenüberstellung erkennt man deutlich die Vorteile einer Marktordnung für eine geregelte Wirtschaftsführung.

Jugindien und internationaler Gemeinschaftsgeist.

Aus einem Aufsatz von Dr. phil. Nihar Ranjan Ray von der Universität Kalkutta in „The Modern Review“, Kalkutta.

Jugindien glaubt an eine internationale Gemeinschaft, an die Brüderschaft von Völkern verschiedener Rassen und Kulturen und an ein gemeinsames Ideal, das die Menschen lehrt, sich über die Beschränkungen hinwegzusetzen, die durch Erwägungen konfessioneller, lokaler, rassistischer, politischer oder nationaler Natur auferlegt worden sind. Wir glauben an ein gemeinsames Ziel für alle Menschen, nämlich den weitesten Spielraum für den Menschen, sein Wesen zum Ausdruck zu bringen, ein Recht, das dem Menschen aller Zeiten und Himmelsstriche, aller Rassen und Bekenntnisse zusteht und das der Mensch ohne Unterlaß zu verwirklichen stets bestrebt gewesen ist. Mit anderen Worten: Wir glauben an Humanität, an Frieden, an Freundschaft und guten Willen.

Der Internationalismus ist in Indien mehr als eine fromme Hoffnung. Es gibt in Indien Jugendorganisationen, die ernsthaft nach einem besseren Verstand zwischen den Nationen und den Menschen streben, und man bemüht sich, die jungen Studenten an den Universitäten mit den Kulturen verschiedener Völker und Länder bekannt zu machen, was ein sicherer Weg zur Förderung des Gemeinschaftsgeistes und des guten Willens ist. Die Umstände jedoch — hauptsächlich die politischen und wirtschaftlichen, aber auch die kulturellen — nehmen eine solche Wendung, daß es Jugindien schwerfällt, an seinem Glauben an den Gedanken einer allumfassenden Brüderschaft der Nationen festzuhalten.

Es ist seltsam, daß der Engländer nach mehr als anderthalb Jahrhunderten britischer Herrschaft in Indien so wenig von den Indern weiß, unter denen er lebt; ja, es scheint ihm überhaupt nichts daran zu liegen. Die Sache war ein wenig anders in den Tagen der Ostindischen Kompanie, als die in Indien anwesenden Engländer und anderen Europäer mehr mit der indischen Bevölkerung verkehrten und inmitten des typisch indischen Lebens und indischer Gewohnheiten lebten, was natürlich zu einer freieren und besseren Atmosphäre führte, die dem gegenseitigen Verstehen förderlich war. Aber mit der Übernahme der Verwaltungszügel durch die Krone und später mit der Eröffnung des Suezkanals setzte ein Wandel ein, mit dem Ergebnis, daß sich der Engländer in Indien als Regierender oder Geschäftsmann, zu welcher letzterer Klasse die meisten Engländer gehörten und noch gehören, von der Bevölkerung fernzuhalten begann und mit seinen Brüdern eine Gesellschaftsgruppe für sich herausbildete, deren Zahl allmählich stieg. Heute bewohnen die Engländer und ihre europäischen Brüder in jeder

Stadt ein Viertel, das gewöhnlich ein Stück von den Vierteln der Indern entfernt liegt; sie kaufen ihre Lebensmittel in Läden, die ihren Brüdern gehören, spielen Golf und gehen in Klubs, wo sie mit Angehörigen ihrer eigenen Brüderschaft speisen und tanzen, und wo der einzige Inder, den sie sehen und mit dem sie, wenn nötig, sprechen, ihr mit Turban und Schürze angetaner Kellner ist. In den Büros ist der Engländer oder Europäer in Indien der ungemütliche, eigensinnige und furchtlose „Burra sahib“, der Löwe, der den Herrn über eine Herde demütiger Lämmer spielt. In den öffentlichen Dienstzweigen ist er der steife und unnahbare König des seiner Verwaltung unterstehenden Bezirks. Bei gesellschaftlichen Veranstaltungen oder offiziellen Zusammenkünften oder in gewissen indo-europäischen Klubs trifft er natürlich mit Indern zusammen, die zuweilen, wenn auch selten, zu den Besten unseres Volkes gehören, größtenteils aber jene sind, die einen Bestandteil der von ihm beherrschten und regulierten Maschine bilden, und diese Klubs und Zusammenkünfte sind ebenfalls in ihrer Unwirklichkeit und grenzenlosen Förmlichkeit schmachvoll. Der weiße Mann, den wir in unserem eigenen Lande um uns herum sehen, gebärdet sich wie ein höheres Wesen, das kaum in irgendwelche Berührung mit uns kommt oder kommen möchte. Ja, es ist sonderbar, aber dennoch wahr, daß ein Engländer in England und derselbe Engländer in Indien zwei verschiedene Wesen sind — verschieden in der Einstellung, verschieden in der Anschauung der Dinge und vielleicht auch verschieden in den Gedanken und den Idealen. Ich habe nichts als aufrichtige Bewunderung für alle die netten Engländer und Engländerinnen und auch Europäer, mit denen ich und gleich mir die große Zahl meiner Freunde in England und auf dem Festlande zusammengekommen sind. Sie sind so gut und regen einen so an, sich mit ihnen anzufreunden und von ihnen zu lernen. Aber ein wie ganz anderes Bild bietet ein Engländer in Indien! Er ist weit von uns abgerückt und scheint auf olympischen Höhen zu leben! Vom Verkäufer in einem europäischen Laden bis zum Oberhaupt einer Provinz scheinen sie alle zur Rasse der Herrscher zu gehören und sind daher erhabene Wesen! Sind Brüderlichkeit und Gemeinschaft Ideale, die in einer solchen Atmosphäre gedeihen können? Ich bin überzeugt, daß diese Unwirklichkeit des Zustandes die Wurzel all des Argwohns und Mißtrauens ist, mit dem die indische Jugend nicht nur das Verhältnis des englischen Volkes zu uns Indern, sondern auch das politische und wirtschaftliche Vordringen des Westens im Osten betrachtet.

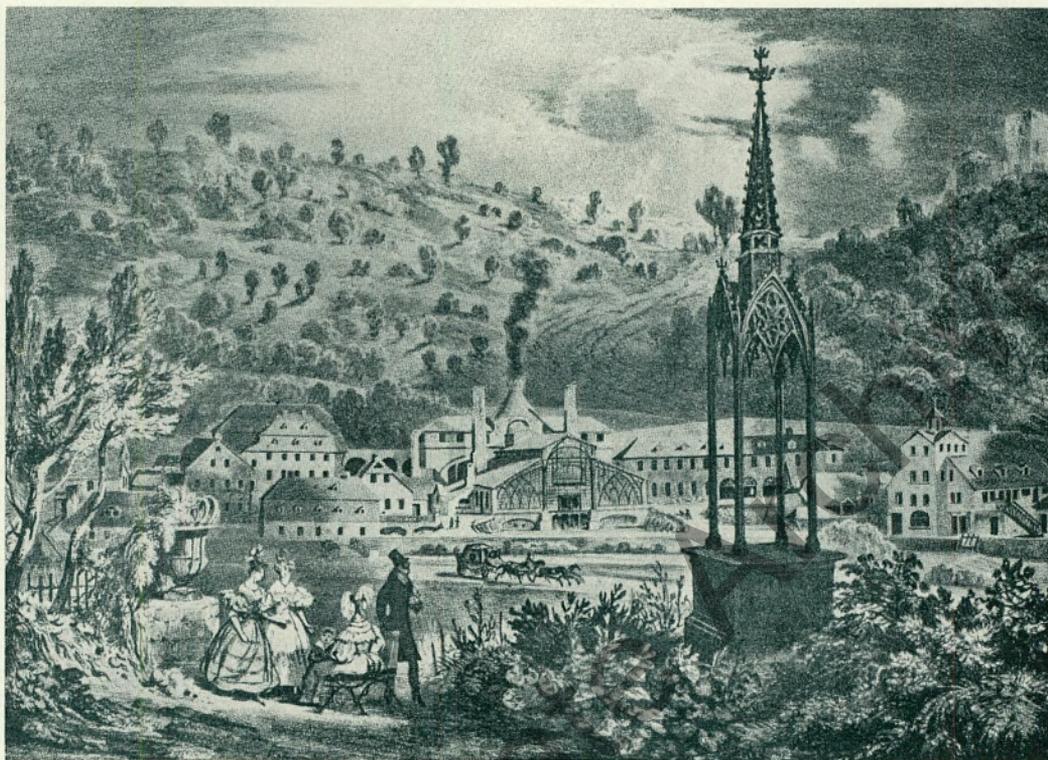
Mancher junge Inder hat schon, wenn man zu ihm von der Notwendigkeit internationaler Gemeinschaft und guten Willens sprach, gesagt: „Wir können internationalistisch nur sein, indem wir intensiv nationalistisch sind.“ Das ist heute die Stimmung unter den jungen Indern.

Aus eigener Kraft.

Zur
Wiederkehr
des
Todestages
von
Karl Ludwig Althans
am 10. Oktober.

Die Sayner Hütte
um 1800.

Nach einem zeitgenössischen Stich.



Wer versucht, sich einen Überblick über das Lebenswerk dieses Mannes zu verschaffen, wird seine Forschungen nach verschiedenen Richtungen betreiben müssen. Gibt es doch kaum ein Gebiet der Technik, auf dem Althans nicht mit Erfolg gearbeitet hätte. Leider sind aber die Quellen im Schrifttum über Althans nur dürftig, denn nur wenige seiner Erfindungen und Verbesserungen sind in zeitgenössischen Büchern oder Journalen beschrieben worden. Die Akten zudem, die über seine vielseitige Tätigkeit auf der Sayner Hütte Auskunft geben könnten, sind schon vor mehreren Jahrzehnten der Vernichtung anheimgefallen. So wird es wahrscheinlich nie oder nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten möglich sein, sich ein Bild des gesamten Schaffens von Althans zu machen. Die nachfolgenden kurzen Mitteilungen können daher nur ein schwaches Abbild seines Lebenswerkes sein, immerhin werden aber auch sie schon die große Fülle der Leistungen dieses ganz der Arbeit gewidmeten Daseins vermitteln.

Zu Bückeburg im Jahre 1788 geboren, zwangen mißliche Geschicke, die seine Eltern trafen, den jungen Althans bereits im Kindesalter, das Bäckerhandwerk zu erlernen. Als er die Lehrzeit im Alter von 15 Jahren beendet hatte, kam er auf Grund seiner Handfertigkeiten zu einem Messerfabrikanten nach Pyrmont, wo er mit 17 Jahren bereits einen Meisterposten bekleidete. Zwei Jahre später sehen wir Althans bei dem Mechaniker und Mathematiker Breithaupt in Bückeburg, um dort physikalische und geodätische Instrumente bauen zu lernen und gleichzeitig mathematische Kenntnisse zu erwerben. Durch ein Stipendium des Landesfürsten konnte er mit 22 Jahren die Universität zu Göttingen beziehen, um dort Mathematik, Mechanik, Bau- und Bergwesen zu studieren. Eine Stellung, die er nach Abschluß seiner Studien als Baubeamter erhielt, befriedigte ihn nicht. Er folgte daher im Jahre 1817 einem Rufe in den preussischen Staatsdienst zur Neugestaltung der im Bezirk des Oberbergamtes Bonn gelegenen staatlichen Berg- und Hüttenwerke. Bevor er seinen neuen Posten antrat, machte er eine siebenmonatige Studienreise nach dem Harz, nach Sachsen und Oberschlesien. Besonders in Oberschlesien gab es eine Menge Neuerungen an Fördermaschinen, Zylindergebläsen mit Wasser- und Dampftrieb und anderes mehr zu sehen.

Zurückgekehrt, galt es zunächst, die Sayner Hütte auszubauen. Die Kühnheit der Althansschen Pläne findet wohl nirgends einen so beredten Ausdruck wie in dem Bau der Gießhalle, die er ganz in Gußeisen ausführte. Dreischiffig, mit den als flankierenden Türmen ausgebildeten Kupolöfen, macht diese Halle mit ihren gotischen Linien auf uns eher den Eindruck einer Kirche denn eines technischen Zweckbaues. Althans kam

damit wohl dem Formensinn seiner Zeit entgegen; zeigen doch viele Dampfmaschinen — erinnert sei nur an Borsigs Dampfmaschine — eben auch diese gotischen Linien. Unter den vielen Bearbeitungsmaschinen sei hier das große Bohrwerk für Kanonen genannt. Im Zusammenhang damit entstand eine Werkstoffprüfmaschine zum Zerreißen und Zerdrücken von Eisen- und Stahlproben mit einer Kraft von fünfzig Tonnen.

Aber sein Arbeitsreich beschränkte sich nicht nur auf Sayn. 1824 baute Althans eine zweizylindrige Gebläsemaschine für das königliche Hüttenwerk in Lohe im Siegerland. Später ging er, um einen gleichmäßigen Windstrom zu erhalten, zu dreizylindrigen Maschinen über. Für die damals aufkommenden Puddelwerke, beispielsweise in Rasselstein und in Alf an der Mosel, baute Althans die großen eisernen Wasserräder sowie die Walzwerke; letztere verbesserte er in vieler Beziehung. Als die Dillinger Hüttenwerke im Jahre 1825 ihr Blechwalzwerk umbauen wollten, wandten sie sich an Althans mit einem Schreiben, in dem es heißt: „An wen könnten wir uns unter solchen Umständen mit mehr Vertrauen wenden als an Euer Wohlgeboren.“ Für die Mülhlofer Hütte bei Engers am Rhein baute er, wohl als erster, einen Hochofen, dessen Schacht auf einem von gußeisernen Säulen getragenen Kranzring ruhte und dessen Gestell, von allen Seiten zugänglich, durch Wasser gekühlt wurde.

Als Althans nach Sayn kam, gab es dort kaum Facharbeiter. Er mußte daher sich selbst einen Arbeiterstamm schaffen und verschmähte es nicht, die Leute am Schraubstock und an der Drehbank selbst auszubilden. So entstand im Laufe der Jahre eine regelrechte Werkerschule, in denen auch befähigte Arbeiter zu Vorarbeitern und Meistern ausgebildet wurden.

Es würde zu weit führen, auch nur aufzuzählen, was Althans auf dem Gebiete des Maschinenbaues im weitesten Sinne geleistet hat. Er ist vielleicht einer der ersten Ingenieure seiner Zeit, die durch Forschung und Versuch an der Weiterentwicklung der Technik lebhaften Anteil genommen haben. In diesem Zusammenhang sei außer der schon erwähnten Werkstoffprüfung auf seine Untersuchungen über die Ausfluggeschwindigkeit des Windes und über die Druckerhöhung des Dampfes hingewiesen.

Nach fünfundvierzigjähriger Tätigkeit trat Althans mit dem Charakter als Geheimer Bergtrat in den Ruhestand. Zwei Jahre später, am 10. Oktober 1864, starb er nach einem arbeitsreichen Leben als erfolgreicher Pionier des Maschinenzeitalters.

Jahade.

Schrifttum: Karl Ludwig Althans. Stahl und Eisen 2 (1882) S. 169/77; Personalakten des Oberbergamtes Bonn.

Der Nussknocker

Buchstabenzusammenstellrätsel.

eefmurt	Gärstoff, Hefe	1.
aadeffinr	Feiner Zucker	2.
aeeflnt	Dickhäuter	3.
aalpsu	Stadt in Schweden	4.
hcehssftu	Gewebe	5.
hdeirt	Künstler	6.
einrw	Männlicher Vorname	7.
aeeghinuz	Stadtteil von Vena	8.
herttu	Stadt in den Niederlanden	9.
deehsttt	Stadt in der Provinz Sachsen	10.
aeektz	Betonung, Tonzeichen	11.
bderru	Verwandter	12.
aeeghinopr	Völkerkunde	13.
aaagint	Wasserfall	14.
biimef	Kleine Mahlzeit	15.
eeeiptz	Gewürzware	16.
aeemntt	Gewinnanteil	17.
achdeegilnnt	Südeuropäisches Land	18.
nrsttu	Nebenfluß der Saale	19.
adeeertrt	Bierflach	20.
bdereflr	Teil von Wuppertal	21.
adeiilmesu	Erhabene Lebensauffassung	22.
aeefnsw	Vorlauter Mensch	23.
hipfssun	Held der griechischen Sage	24.
heitt	Stadt u. Provinz in Italien	25.
adeerff	Inschrift	26.

Die Buchstaben jeder waagerechten Reihe sind zu einem Worte von nebenstehender Bedeutung zusammenzustellen. Bei richtiger Zusammenstellung ergeben die ersten und dritten Buchstaben dieser Wörter, beide von oben nach unten gelesen, den Ausspruch eines türkischen Abgeordneten in der Nationalversammlung von Ankara.

Silbenrätsel.

ber - ber - bi - brem - dow - e - ein - fi - fuchs - ger - gra - graph - horn - ka - korb - lek - li - man - nach - o - o - of - phie - po - richt ro - rück - scha - sche - se - sil - stei - tät - ter - tew - to - tri - tritt un - wä - ze - zi - zier.

Aus vorstehenden 43 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Wort von Bachhofen ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Meldung, 2. Dienstrang des Reichsheeres, 3. Tonstück, 4. Berliner Bildhauer, 5. Naturkraft, 6. Uniformrock, 7. Verfasser einer Lebensbeschreibung, 8. Pelztier, 9. Ortsbeschreibung, 10. Fabeltier, 11. Vorrichtung am Fahrrad, 12. Haushaltsgegenstand, 13. Operette von Zeller, 8. S.

Buchstabenvorselrätsel.

BEL	ADY	AIB	BBE
AAS	AIE	GIR	AAZ
ÄGE	AJO	AGO	BIS
ALW	ALS	CHE	ART
ERA	BRO	AAG	DEE
APF	ARR	CHO	EON
CKE	DOL	ERV	DDA
AMT	DOM	MAM	EXT
FEU	EUT	NGO	GER
ÄNE	GIO	NOM	OKI
SOP	ORM	EBU	HUN

Vor je drei Buchstaben ist ein Buchstabe so vorzusetzen, daß ein sinnvolles Wort aus vier Buchstaben entsteht. Die vorgesezten Buchstaben, in waagerechter Reihenfolge zusammengestellt, sollen einen Ausspruch von Rückert ergeben.

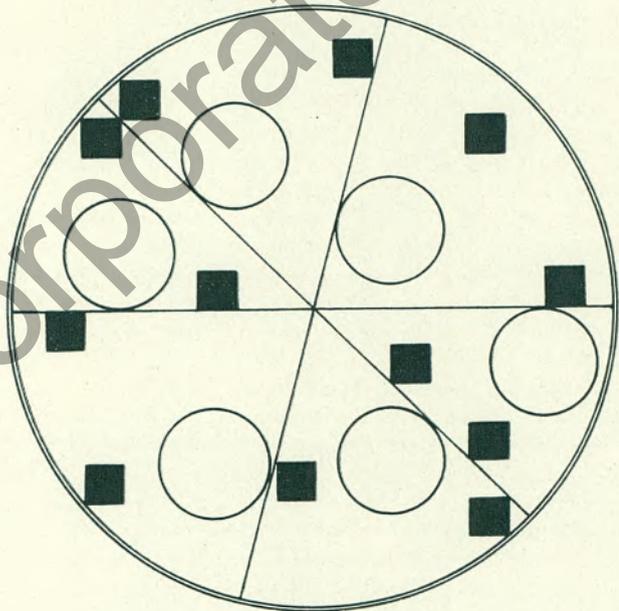
Spiel mit Buchstaben.

1. Belgische Festung (am).
2. Blutgefäß (M).
3. Untervürfigkeit (m).
4. Schneidegerät (re).
5. Zahl (i).
6. Dienerin (D).
7. Insekt (me).
8. Märchenwesen (rg).
9. Schnittpunkt zweier Flächen (G).
10. Herrscher (t).
11. Gewebe (L).
12. Italienischer Weinort (f).
13. Himmelskörper (M).
14. Nebenfluß des Neckars.
15. Weißbrot.
16. Nebenfluß der Sulda (G).
17. Schwimmvogel (s).
18. Teil des Fußes (h).
19. Bezeichnungen (a).
20. Fußbekleidungen (u).
21. Scherzwort (W).
22. Wassergrenze (f).
23. Hähnervogel (an).
24. Japanische Münze.

Man suche die Wörter und ziehe die angegebenen Buchstaben von ihnen ab. Die verbleibenden Wörter und Wortteile ergeben alsdann, im Zusammenhang gelesen, einen Ausspruch von Fichte. C. D.

Lösungen aus dem Septemberheft.

Teilungsproblem.



Spiel mit Buchstaben.

1. Hüte.
2. D(e)ich.
3. vor.
4. Vieh.
5. Da(u)s.
6. Z(a)um.
7. L(u)rin.
8. Re(r)n.
9. Ge(r).
10. H(a)f(t).
11. H(ü)nd.
12. Vo(gel).
13. R(ie)men.
14. Sche(i)n.
15. Die(b).
16. Vo(l)t.
17. M(u)t.
18. Rin(g).
19. Ken(t).
20. Komm(a).
21. En(te).

Hüte dich vor Vieh, das zum Trinken geht, und vor Menschen, die vom Trinken kommen!

Militärisch.

Kanonier.

Silbenrätsel.

1. Brauchtsch.
2. Edelfrau.
3. Infant.
4. Kürbis.
5. Erlau.
6. Inflation.
7. Marzisse.
8. Eisack.
9. Marzipan.
10. Teneriffa.
11. Auckland.
12. Schelde.
13. Wartburg.
14. Interregnum.
15. Koffmi.
16. Damiette.
17. Maulkorb.
18. Artemis.
19. Nachtigall.
20. Ludovator.
21. Engadin.
22. Interesse.
23. Chirurg.
24. Lorso.
25. Elevator.
26. Roburit.
27. Banane.

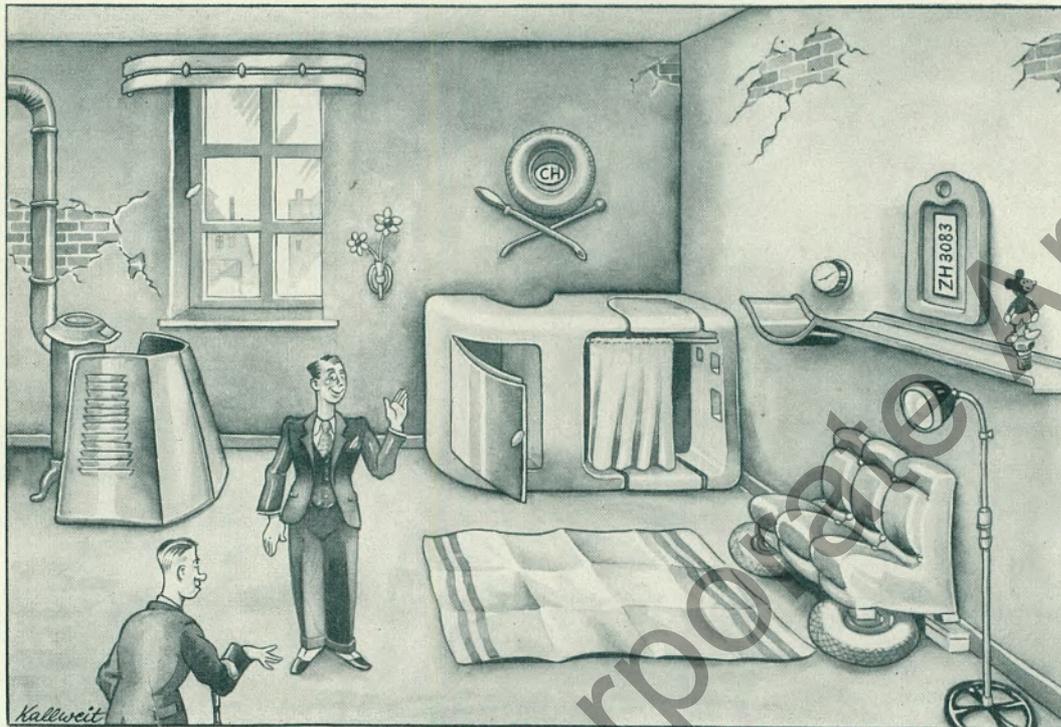
Bei keinem Tausch wird man leichter betrogen als beim Gedankenaustausch.

Bilbrätsel.

In der Fernsprechkzelle.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Wie
verwende ich
mein
altes Auto?
Ein Vorschlag
unseres Mitarbeiters
J. Kallweit.

Als Frau Paffke den dritten Tag verreist war, nahm der Ehemann das Marknetz und ging los. Auf der Straße traf ihn Piffke und fragte: „Wohin mit dem Netz?“

„Einkäufe machen!“ seufzte Paffke.

„Was denn?“ forschte Piffke wißbegierig.

„Ein Duzend Aufwischlappen, ein Fleckenfernungsmittel, Porzellan Kitt, Leim, Möbellaack und Brandsalbe. Ich koche mir nämlich mein Essen jetzt selber...!“ (Koralle.)

Horst lernte Saxophon spielen. Das klang greulich. Eines Tages fragte Horst seinen Zimmernachbar: „Macht es Sie sehr nervös, wenn ich übe?“

„Anfangs wohl. Als ich aber die Nachbarschaft darüber reden hörte, habe ich mich beruhigt, denn schließlich geht es mich ja nichts an, was Ihnen passieren wird!“ (Münchener Illustrierte Presse.)

Schulrevision.

Bei der Schulrevision prüft der Lehrer in Anwesenheit des Schulrats die Abrechnungen im Rechnen. „6 — 5, wieviel ist das?“

Die Kinder rechnen leise. Der freundliche Schulrat will helfen und zeigt den Kindern hinter dem Rücken des Lehrers einen Finger. Da zeigt ein Mädchen hoch auf.

„Nun, Liesel“, fragt der Lehrer. „hast du's?“

„Nein, Herr Lehrer, aber der Mann hinter Ihnen muß mal raus.“ (Wochenchau.)

Sie hatten geheiratet. Sie fuhren froh in die weite Welt. Vor dem ersten Hotel beschlich die Braut heiße Scham.

„Richard“, bat sie, „benimm dich so, daß die Leute nicht merken, daß wir jung verheiratet sind! Wir müssen so tun, als wären wir alte Eheleute.“

Richard nickte: „Gern. Hier, nimm die Koffer und Pakete —!“ (Die Woche.)

Der Gemütsmensch.

Zwei Freunde sitzen in der überfüllten Straßenbahn. Der eine von ihnen mit festgeschlossenen Augen.

„Du... schläfst du?“ erkundigt sich sein Intimus bei ihm.

„Nein, das nicht... aber weißt du, ich kann nun mal keine Damen in der Elektrischen stehen sehen.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

„Du hast ja dein Haushaltsbuch sehr schön geführt, Mausl, aber sag mal, hier stehen immer so komische Sachen: G. a. w. 3 Mark, G. a. w. 5 Mark und da G. a. w. 7 Mark. Was heißt denn das G. a. w.?“

„Das heißt: Gott allein weiß.“ (Die Woche.)

Ein Sechsjähriger betrachtet ein auf dem Küchentisch liegendes Huhn. Dabei stellt er fest, daß das Huhn einen Ring am Fuß trägt. Prompt plätsch er heraus: „Mutti, daß Suppenhühner auch verheiratet sind, hab' ich noch gar nicht gewußt!“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Aus dem Programm eines Landwirtschaftsfestes. Um 10 Uhr: Auftrieb der Ochsen. Um 11 Uhr: Eintritt der Preisrichter. Um 12 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen. (Koralle.)

Ein alter Arzt trifft auf seinen Spaziergängen wiederholt einen Herrn, der ihn stets höflich grüßt. Der Herr Geheimrat kann sich gar nicht darauf besinnen, diesen Mann zu kennen, und tritt schließlich eines Tages an ihn heran und fragt:

„Sagen Sie mal, Sie grüßen mich immer, ich habe aber gar nicht den Vorzug, Sie zu kennen.“

„Aber Herr Geheimrat“, sagt der Herr, „Sie haben mir doch vor einem Vierteljahr den Blinddarm herausgenommen!“

„So, so“, meint der Arzt, „ich habe Sie von außen gar nicht wieder-erkannt!“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. — Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.